

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der geniale Mensch

Lombroso, Cesare

Hamburg, 1890

Erster Theil. Physiologie und Pathologie des Geistes

Erster Theil.

Physiologie und Pathologie des Geistes.

Erstes Kapitel.

Geschichtliches.

Es giebt keine traurigere Aufgabe als die, mit der Schere der Kritik die zarten, farbigen Gewebe zerschneiden und zerstückeln zu müssen, mit denen der Mensch seine dünkelfhafte Zwerggestalt zu umhüllen und zu verschönern sucht, — als Ersatz für die zerstörten Idole aber nichts bieten zu können, als das eisige Lächeln des Cynikers. Das ist das Traurige, das über die Erkenntniss der Wahrheit verhängt ist! — So schrickt der Physiologe nicht davor zurück, die Liebe auf das Spiel zwischen Staubfäden und Stempel, und das Denken auf eine dürre Bewegung von Molekülen zurückzuführen.

Sogar dem Genius, der einzigen irdischen Macht, vor der man ohne Erröthen das Knie beugen darf, war es vorbehalten, neben dem Verbrechen, zwischen verthierten Formen des Denkens und zwischen Abarten des Irrsinns, einen Platz angewiesen zu erhalten.

Diese pietätlose Entwürdigung ist aber nicht etwa das alleinige Werk der Aerzte, noch auch die Frucht des Skepticismus unserer Zeit.

Schon ARISTOTELES,¹ der Vater der Philosophie und noch heute der Freund ihrer Jünger, macht die Bemerkung: „Es giebt Menschen, die unter dem Einfluss einer Hirnkongestion zu Dichtern, Propheten und Sibyllen werden. Markus von Syrakus war ein vorzüglicher Dichter, so lange er an Manie

¹ *De pronost.* 1 p. 7.

litt, und konnte keinen Vers mehr machen, da er wieder gesund ward.“ Und an einer anderen Stelle:¹ „Die berühmten Dichter, Künstler und Staatsmänner leiden oft an Melancholie oder Wahnsinn, wie es mit Ajax der Fall war; oder an Menschenhass, wie Bellerophon. Aber auch in der Neuzeit finden wir eine solche Anlage bei Sokrates, Empedokles, Plato und vielen Anderen, namentlich unter den Dichtern.“

Im *Phädrus* sagt PLATO: „Das Delirium ist kein Uebel, sondern im Gegentheil eine grosse Wohlthat von oben; denn im Delirium war es, wo die Prophetinnen Delphis und Dodonas ihren Mitbürgern unzählige Dienste leisteten . . .“² So ereignete es sich auch oft genug, dass in Zeiten, wo die Götter das Menschengeschlecht mit unheilvollen Seuchen heimsuchten, ein heiliger Wahnsinn sich eines einzelnen Sterblichen bemächtigte und ihm ein Heilmittel gegen solche Plage eingab.“

„Ein anderer Wahnsinn, der der Erziehung kommender Geschlechter dient, indem er eine reine und erhabene Seele dazu entflammt, die Thaten der Helden mit dem holden Gewande der Poesie zu umkleiden, ist der, welchen die Musen einflössen.“

Noch unzweideutiger drückt sich DEMOKRITUS aus, der den Wahnsinn geradezu zur Hauptbedingung echter Dichtung erhebt, wenn es von ihm heisst:

„Excludit sanos Helicone poetas Democritus.“³

Offenbar sind durch falschgedeutete und für das Volk zum Aberglauben gewordene Beobachtungen die Alten dahin gekommen, in den Wahnsinnigen von oben erleuchtete Wesen zu erblicken. Das beweisen, abgesehen von der Geschichte, sowohl die hebräischen Worte *navi* und *mesugan*, als auch das sanskritische *nigrata*, in denen die Begriffe für Wahnsinn und Prophetenthum völlig in eins verschmolzen sind.

FELIX PLATER erzählt von Leuten, die in gewissen Fächern Hervorragendes leisteten, gleichwohl aber verrückt waren. Sie

¹ *Problemata* Sect. XXX.

² *Phaedrus* 243—245 a—d, Edit. Didot-Paris.

³ HORAT., *Ars poet.*

verriethen ihre schwache Seite sowohl durch ihre auffällige Sucht, Lob zu ernten, als auch durch ihr unziemliches und sonderbares Benehmen. Am Hofe kannte er z. B. einen Baumeister, einen Bildhauer und einen Musiker, die ebenso berühmt wie verrückt waren.¹

„Ich vermüthe,“ schreibt DIDEROT, „diese verschlossenen und schwermüthigen Männer verdankten den aussergewöhnlichen, ja fast göttlichen Scharfblick, welchen man zeitweise an ihnen bemerkte, und der sie bald auf tolle, bald auf erhabene Gedanken brachte, einzig einer zeitweiligen Störung ihrer Maschine. Sie hielten sich dann wohl für Erleuchtete und waren doch nur Narren. Ihren Anfällen pflegte eine Art von Stumpfsinn voraufzugehen, in welchem sie die verderbte Natur des Menschen erblickten. War diese Erstarrung durch die ihnen innewohnenden wildtobenden Kräfte gebrochen, so bildeten sie sich wohl ein, die Gottheit stiege herab, suche sie auf und wirke in ihnen. Wie nahe doch berühren sich Genius und Wahnsinn! Die, welchen der Himmel sein Siegel im Guten oder Bösen aufgedrückt hat, sind diesen Symptomen mehr oder weniger unterworfen, nur dass dieselben bei dem Einen mehr oder weniger häufig, bei dem Anderen mehr oder weniger heftig sind. Den Einen sperrt man ein und legt ihn in Ketten, dem Anderen errichtet man Bildsäulen.“²

„Der Künstler ist, meiner Ansicht nach, etwas Ungeheuerliches, Unnatürliches. Alles Ungemach nämlich, womit die Vorsehung ihn überschüttet, rührt von seiner Verstocktheit her, und wie hartnäckig er auch diese unleugbare Thatsache bestreiten mag, er selbst leidet unter ihren Folgen und Andere durch ihn.“ (FLAUBERT, Briefwechsel, 1889.)

HÉCART bestätigt durch sein Buch: *Stultitiana* oder *Petite bibliographie des fous de Valenciennes par un homme en démence* (1823), d. i. die Geschichte seiner, ebenso wie er selbst, tollen und gelehrten Anstaltsgenossen, die Richtigkeit dieses Satzes. Das Gleiche gilt bezüglich der merkwürdigen *Histoire littéraire*

¹ *Observationes in hom. affect.* 1641, 1. 10 p. 305.

² DIDEROT, *Dictionnaire Encyclopédique.*

des fous (1860) von DELEPIERRE, einem leidenschaftlichen Bibliophilen. Führen wir noch FORGUES, in der *Revue de Paris* (1826), und den ungenannten Verfasser der *Sketches of Bedlam* (London 1873) an.

Andererseits zeigten LELUT im *Démon de Socrate* (1836) und dem *Amulette de Pascal* (1846), VERGA in *Lipemania del Tasso* (1850), und LOMBROSO in der *Follia di Cardano* (1856), dass es geistvolle Leute gab, welche lange Zeit hindurch an Sinnestäuschungen und Wahnsinn litten.

Noch weit werthvollere, weil unparteiische Zeugnisse erbrachte RÉVEILLÉ-PARISE in seiner *Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit* (1856).

MOREAU, der es verstand, die Wahrheit unter den verhänglichsten Formen zu suchen und festzuhalten, und ebenso SCHILLING mühen sich ab, — Ersterer in seiner Monographie: *La Psychologie morbide* (1859), Letzterer in seinem Buche: *Psychiatrische Briefe* (1863) — durch zwar sehr reichhaltige, aber nicht immer streng sachliche Forschungen den Nachweis zu führen, dass der Genius stets eine Nervenkrankheit und oft wirklicher Wahnsinn sei.

Dasselbe versucht zum Theil HAGEN in seiner Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft des Genies mit dem Irresein“ (Berlin 1877) zu beweisen; ein Gleiches ergiebt sich aus JÜRGEN-MAYERS Monographie: „Genie und Talent.“

Beide haben versucht, die Lebensgesetze des Genius zu erklären, und sie sind merkwürdigerweise zu den gleichen Schlüssen gelangt, wie — freilich mehr durch unmittelbare Erkenntniss, als durch strenge Beobachtung — ein, heutzutage gänzlich vergessener, italienischer Jesuit BETTINELLI, der Verfasser von „*Entusiasmo nelle belle arti*“ (Milano 1769).

Auch RADESTOCKS Buch: *Genie und Wahnsinn* (Breslau 1884), hat das Räthsel nicht gelöst, denn der Verfasser führt den Inhalt der angeführten Werke zum grossen Theil an, ohne viel Nutzen daraus zu ziehen,

Unter den neueren Veröffentlichungen erwähne ich 1. TARNOWSKIS und TCHUKINOVAS russische Uebersetzung meines

Buches,¹ welches die Uebersetzerinnen durch neue, der russischen Litteratur entlehnte Mittheilungen bereichert haben; 2. MAXIME DU CAMPS merkwürdige *Souvenirs littéraires* (1887, 2. édit.), aus denen hervorgeht, wie viele zeitgenössische Schriftsteller den verborgenen Keim des Wahnsinns in sich trugen; 3. RAMOS MEJIA, der in seinem Buche: *Nevrosis de los hombres celebres de la historia argentina* (Buenos-Ayres 1885) zeigt, wie fast alle hervorragenden Männer der südamerikanischen Republiken Nervenranke oder Irre waren; 4. A. TEBALDIS *Ragione e Pazzia* (Mailand 1884) enthält neue Urkunden über die Litteratur der Geistesranke und endlich 5. PISANI-DOSSI,² ein feiner Denker und talentvoller Schriftsteller, liefert in einer bemerkenswerthen Studie über die verrückten Künstler eine wirkliche Monographie über den Wahnsinn in der Kunst. Ich selbst habe versucht, in den *Tre Tribuni* ein Bild vom Wahn- und Blödsinn in ihrer Beziehung zur Politik zu entwerfen.

Zweites Kapitel.

Das Genie und die Degenerationszeichen.

Wie grausam und schmerzlich auch die Auffassung ist, wonach Genie und Neurose für gleichen Wesens erachtet werden, so fehlt doch die Begründung dafür nicht, sogar auch da nicht, wo die neuesten Beobachter sie nicht gefunden haben.

Zufolge einer seit einigen Jahren in der Psychiatrie herrschenden Anschauung beruht ein grosser Theil der Geisteskrankheiten auf Degeneration, d. h. auf erblicher Uebertragung seitens der Eltern, die dem Trunke ergeben oder an Syphilis, Wahnsinn, Phthisis oder durch eine äussere Zufälligkeit, wie Merkurgebrauch und Kopfverletzung, gelitten haben. Diese Dinge verursachen eine schwere Störung der

¹ St. Petersburg 1885.

² *I mattoidi e il monumento a Vittorio Emanuele*, 1885.

Gewebe und pflanzen die Neurosen oder andere Krankheiten bei dem Kranken fort, ja, was noch trauriger ist, sie verschlimmern sie bei ihren Nachkommen, so dass das Fortschreiten der immer unheilvoller werdenden Entartung nur durch das Uebermaass gehemmt wird und in vollständigem Blödsinn und in Unfruchtbarkeit ein Ende findet.

Die Irrenärzte haben einige Kennzeichen festgehalten, die, wenn auch nicht beständig, doch sehr häufig diese unselige Entartung begleiten.

In Beziehung auf seelische Zustände bezeichnet man als solche Eigenschaften: Apathie, Mangel an moralischem Sinn, häufige impulsive Aeusserungen, Zweifelsucht, ungleiche Beanlagung bei ungewöhnlicher Ausbildung gewisser Fähigkeiten (Gedächtniss, ästhetisches Gefühl) und Abwesenheit anderer (z. B. des Zahlensinnes), übertriebene Geschwätzigkeit oder Schweigsamkeit, thörichte Eitelkeit, excentrisches, selbstsüchtiges Wesen, mystische Deutung der einfachsten Thatsachen, missbräuchliche Anwendung von Symbolen und besonderen Ausdrücken, wobei oft jede andere Ausdrucksweise unterdrückt wird.

Als physische Kennzeichen nehmen wir an: Henkelohren, Bartlosigkeit, unregelmässige Zahnbildung, übermässige Asymmetrie des Gesichtes und Schädels, der oft von enormer Grösse oder sehr klein ist, frühzeitige Geschlechtsreife, Kleinheit und Missverhältniss im Körperbau, Linksseitigkeit, Stottern, Rhachitis, Phthisis, ungemessene Fruchtbarkeit, durch Abortus wieder wettgemacht, oder völlige Unfruchtbarkeit, welcher stetig wachsende Anomalien bei den Eltern vorangehen.¹

Zweifellos sind manche Irrenärzte darin zu weit gegangen, solche insbesondere, die auf eines jener Zeichen hin einen Schluss auf Degeneration gezogen haben.

Im ganzen genommen ist jedoch die Theorie unabweislich, da jeder Tag eine neue Bestätigung dafür bringt. Sie zeigt aber auch eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den neueren Forschungen bezüglich des Genies.

¹ MAGNAN, *Anal. méd.-psych.*, 1887. — DEJERINE, *L'hérédité dans les maladies mentales*, 1886. — IRELAND, *The blot at the Brain*, 1885.

Wuchs. — Die Degenerationszeichen kommen in der That bei genialen Menschen häufig vor, nur dass sie bei denselben durch edle Gesichtszüge oft verdeckt oder auch durch das hohe Ansehen des Betreffenden übersehen werden und infolgedessen als Dinge von geringfügiger Bedeutung unbeachtet bleiben.

Das einfachste dieser Kennzeichen, das schon von alters her aufgefallen und sogar sprichwörtlich geworden, ist die Kleinheit des Körpers.

Nicht bloss wegen ihres Geistes gefeiert, sondern auch durch ihren Wuchs waren bekannt: Horaz (den Augustus *lepidissimum homunculum* nannte), Philopoemen, Narses, Alexander d. Gr. (Alexander Magnus *purvus corpore erat*), Aristoteles, Plato, Epikur, Chrysipp, Archimedes, Diogenes Laërtius u. von Sinope, Attila, Epictet, der von sich sagt: „Was bin ich? Ein kleiner Mensch.“ Aus späteren Zeiten: Erasmus Roterodamus, Socin mit dem Beinamen „Männchen“, Linné, Lipsius, Gibbon, Spinoza, Hay, Montaigne, der von sich schreibt: „Ich bin unter mittlerem Wuchse“, Mézeray, Lalande, Beccaria, Balzac, Thiers, Louis Blanc, van Doës, der Tambour, weil er nicht viel grösser als ein solcher war, Peter van Laar, der „Knirps“ genannt. — Lulli, Pomponazzi, Cujas, Baldini waren sehr klein, desgleichen Nicol. Piccini, der Philosoph Dati und Peter Baldo, der auf Bartholos Scherzwort: „*Minuit praesentia fama*“ entgegnete: „*Augebit cetera virtus*“, endlich Marsilius Ficinus, von dem es hiess: „*Vix ad lumbos viri stabat*“. Albertus Magnus war so klein, dass der Papst, der ihn zum Fusskuss zuließ, meinte, er läge auf den Knien, und ihn aufstehen hiess.

Von grossen, hochwüchsigen Männern sind mir nur folgende bekannt: Volta, Petrarca, d'Azeglio, Helmholtz, Foscolo, Bismarck, Monti, Mirabeau, Dumas d. Aelt., Schopenhauer, Lamartine, Voltaire, Peter d. Gr., Washington, Panizza, Flaubert, Turgenieff, Krapotkin.¹

Rhachitis. — Gesichtsbälse. — Agesilaus (hinkte), Tyrtæus (war lahm), Giotto, Coiteux, Aesop (bucklig), Pope,

¹ Anm. des Uebers.: Karl d. Gr., Goethe, Schiller, Moltke.

Brunelleschi, Magliabecchi, Parini, Leopardi, Scarron (bucklig) Talleyrand, Walter Scott (lahm), Owen, Byron (lahm), Dati, Baldini, Aristomenes, Crates, Galba (gelenkkrank), Mendelssohn (bucklig), Goldsmith (war rhachitisch).

Man hat die Gesichtsbülasse die Farbe der grossen Männer genannt. „Pulchrum sublimium visorum florem,“ sagt S. GREGOR in den *Orationes* XIV. MARRO hat nachgewiesen, dass sie ein Kennzeichen der Degeneration ist, welches man bei Moral insanity am häufigsten findet.

Magerkeit und Schlankheit. — Das Gesetz der Ausgleichung von Kraft und Stoff, welches in verschiedenem Grade alles Leben beherrscht, erklärt uns noch andere und häufigere Anomalien, die bei Irren wie bei grossen Denkern vorkommen; es sind: frühzeitiges Ergrauen und Kahlköpfigkeit, Magerkeit, Schwäche der Geschlechtsfunktion und der Muskeln.¹

LÉCAMUS sagt,² die grössten Geister sind schwach an Körper. Cäsar fürchtete das blasse Gesicht des Cassius. — Demosthenes, Cicero, W. Scott, Erasmus Salmasius, Kepler, d'Alembert, Fenélon, Boileau, Milton, Pascal, Aristoteles, der Apostel Paulus, Napoleon, Giotto waren in ihrer Jugend erschreckend mager.

Wieder Andere waren als Kinder schwächlich und kränklich, z. B. Baco, Descartes, Newton, Locke, Adam Smith, Boyle, Pope, Flaxman, Nelson, Haller, Körner, Kléber, Pascal, Wren, Alfieri, Demosthenes, Caesar Balbo, Renan.

Von Voltaires Magerkeit schreibt SÉGUR, sie erinnere an seine Anstrengungen, wie denn auch sein dünner und gekrümmter Körper nur ein ausserordentlich leichter und fast durchsichtiger Schleier sei, durch dessen Gewebe hindurch man seine Seele und seinen Genius zu bemerken glaube.

¹ Nach DR. OTTOLENGHIS neuern Forschungen kommt das Ergrauen unverhältnissmässig häufiger vor bei Gewerbetreibenden (44 %) als bei Handarbeitern (29 %) desselben Alters. Auch das Verhältniss der Kahlköpfigkeit ist grösser (= 12:10). — *Archiv. di Psichiatri.* Vol. X.

² LÉCAMUS, *Méd. de l'esprit* II.

Lamennais „war ein fast verschwindend kleines Männchen, oder besser gesagt, eine Flamme, welche der Windhauch ihrer eigenen Ruhelosigkeit von einem Ende des Zimmers zum andern trieb“.¹

Gesichtsausdruck. — Minds, eines berühmten Katzenmalers, Gesichtszüge waren die eines Blödsinnigen. Dasselbe war der Fall bei Sokrates, Skoda, Dostojewsky, Magliabecchi, Darwin, und ist es noch bei dem grossen italienischen Mathematiker Schiaparelli.

Schädel und Gehirn. — Kopf- und Schädelverletzungen sind bei begabten Menschen sehr häufig. Der berühmte australische Romanschriftsteller Clark² erlitt als Kind durch den Hufschlag eines Pferdes einen Schädelbruch. Dasselbe erzählt man von Vico, Gratry, Papst Clemens VI., Malebranche und Cornelius (Jesuit, gest. 1637), der davon den Beinamen „a Lapide“ erhielt. Die Begabung dieser drei Letzteren, die vorher Dummköpfe waren, soll von diesem Unfälle herrühren.

Hierher gehören der Scheitelbeinbruch Fusinieris,³ die Schädelasymmetrie bei Perikles, der davon den Beinamen „Meerzwiebelkopf“ (*σχινοκέφαλος*)⁴ erhielt, bei Romagnosi, Bichat, Kant,⁵ Chenevix,⁶ das abnorm entwickelte linke Scheitelbein und zwei Osteome am Stirnbein bei Dante, die Plagiokephalie bei Brunacci, Macchiavelli, die stark hervorspringenden Kiefer (68⁰) bei Foscolo,⁷ sein schwacher Kephalo-Spinal- und Kephalo-Orbital-Index, die Dolichocephalie bei Fusinieri (Ind. 74), während die Leute von Venedig ultra-brachykephal sind (Ind. 82-84),⁸ die Neanderthal-ähnlichen Schädel von R. Bruce,⁹ von Kay Lye,¹⁰ von San Marsuy (Ind. 69) und die Ultra-Dolichocephalie von O'Connor (Ind. 73), die bei den

¹ LAMARTINE, *Cours de littérature* II.

² *Revue Britannique*, 1884.

³ S. Taf. I. — CANESTRINI, *Il cranio di Fusinieri*, 1875.

⁴ PLUTARCH, Perikles Leben, III.

⁵ KUPFER, *Der Schädel Kants*, 1881. Taf. I.

⁶ WELCKER, *Schillers Schädel*, 1883. Taf. I.

⁷ MANTEGAZZA, *Il cranio di Foscolo*, Firenze 1880.

⁸ CANESTRINI, l. c., vergl. Taf. I.

⁹ TURNER, *Quarterly journal of science*, 1864.

¹⁰ QUATREFAGES, *Crania ethnica*, 1. Lief., S. 30.

sonst mesokephalen Irren ungewöhnlich ist. Skarpas Schädel zeigte eine mittlere Hinterhauptgrube,¹ Kants Schädel eine Sutura transversa (dextra)² und eine persistirende Stirnnaht (s. Taf. I. II). Letzterer ist überdies ultra-brachykephal (Ind. 88,5), platykephal (HBJ. 71,1) und die obere Hälfte der Hinterhauptmuschel stärker entwickelt als die untere (Kleinhirn-) Hälfte; desgleichen ist das Stirnbein weit kleiner als die Scheitelbeine.

Bei Volta³ fand ich gewisse Kennzeichen, welche die Anthropologen für ganz besondere Eigenthümlichkeiten der niederen Rassen ansehen, nämlich die Länge des Process. styloid, die einfach gezähnte Kranznaht, Spuren von persistirender Stirnnaht, einen stumpfen Gesichtswinkel von 73°, vor allem aber beträchtliche Schädelklerose, die stellenweise 16 mm erreichte und die Ursache zu der bedeutenden Schwere des Schädels (753 g) abgab. (Richelieu, Weber und Beethoven.)

Aus den Untersuchungen anderer Beobachter geht hervor, dass bei Manzoni, Petrarca, Fusinieri die Stirn zurückziehend, die Schädelnäthe bei Byron, Pascal, Massacra (32 Jahre alt), Humboldt, Meckel,⁴ Foscolo, Ximenes, Donizetti verschmolzen waren. Rasori, Descartes, Foscolo, Tissot, Guido Reni, Hoffmann, Schumann waren sub-mikrokephal; Sklerose machte sich bei Donizetti und Tiedemann bemerkbar; bei letzterem zudem eine Knochenleiste zwischen dem Keilbein und Basilarfortsatz. Bei Milton, Linné, Cuvier, Gibbon u. A. m. fand man Hydrokephalus.

Das Schädelvolumen und die Kapazität geht bei den grossen Geistern meist über das gewöhnliche Maass hinaus, sie stehen indes den bei Irren vorkommenden Maassen näher, als denen der Durchschnittsmenge. QUATREFAGES bemerkt mit Recht, dass der höchste Grad von Makrokephalie bei einem Blödsinnigen und unmittelbar darnach bei einem Mann von Geist vorkam. Auch findet man zahlreiche Ausnahmen, die unter das gewöhnliche Mittel hinabgehen.

¹ ZOJA, Der Kopf Scarpas, 1880.

² KUPFER, Der Schädel Kants (Arch. f. Anthrop. 1881).

³ LOMBROSO, *Sul cranio di Volta*, Torino 1879.

⁴ WELCKER, Schillers Schädel, 1883.

In Italien fand man eine sehr grosse Schädelkapazität bei: Volta (1860 ccm), St. Ambrosius (1792 ccm), Brunacci (1701 ccm), Bordoni (1681 ccm), Fusinieri (1604 ccm) und Petrarca (1602 ccm); noch grösser war der Schädelinnenraum bei Turgenieff (2012 ccm), Cuvier (1830 ccm), Kant (1740 ccm), Thackeray (1660 ccm).

LE BON¹ fand als mittleres Maass von 26 Schädeln grosser französischer Geister (darunter Descartes, Boileau, Jourdan) 1732 ccm, während die alte Bevölkerung von Paris nur 1559 ccm zeigt.

Unter den heutigen Parisern finden sich kaum 12 %, welche über 1700 ccm hinausreichen, während von den berühmten Männern 73 % dieses Maass noch übersteigen.

Man findet gleichwohl auch Submikrokephale unter den Genialen.

WAGNER und BISCHOFF² fanden unter 12 Gehirnen berühmter Deutscher 8 mit hohem, 4 mit niederem Hirngewicht.

¹ *Revue scientifique* 1882.

² R. WAGNER (Das Hirngewicht, 1877) theilt folgende Hirngewichte von Göttinger Gelehrten mit:

	Alter	g
Dirichlet, Mathematiker	54	1520
Fuchs, Professor der Medizin	52	1499
Gauss, Mathematiker	78	1492
Haussmann, Mineralog	77	1266
Hermann, Philolog	51	1358

v. BISCHOFF (Hirngewichte bei Münchener Gelehrten):

	Alter	g
Hermann, Geometer	60	1590
Pfeufer, Arzt	60	1488
Bischoff, Arzt	79	1452
Melchior Meyer, Dichter	—	1415
Arnoldi, Orientalist	85	1730
Thackeray, Dichter	52	1660
Abercrombie, Arzt	64	1780
Cuvier, Naturforscher	63	1830
Doßl, Archäologe	85	1650
Schiller, Dichter	46	1580
Huber, Philosoph	47	1499
Fallmerayer, Geschichtsforscher ..	74	1349
Liebig, Chemiker	70	1352
Tiedemann, Physiolog	79	1254
Döllinger, Physiolog	71	1207
Harless, Chemiker	40	1233

Gleichwohl ist zu beachten, dass trotz niedrigeren Gewichtes ein Gehirn vermöge seiner grösseren Oberfläche bevorzugt sein kann. So betrug die Hirnoberfläche bei Fuchs 22,1005 qcm, bei Gauss 21,9588 und trotz gleichen Gewichtes bei einer unbekanntem Frau 20,4115, bei einem Arbeiter aber nur 18,7672 qcm.

Die Letzteren waren J. v. Liebig (1352), Döllinger (1207), Haussmann (1268), Harless (1238). Man hat für die drei Ersteren den Grund dafür in ihrem vorgerückten Alter (70 bis 77 Jahre) gesucht, bei dem 40 Jahre alten Harless fällt dieser Grund weg; ebenso bei Guido Reni, Gambetta, Foscolo (1426), Dante (1483), Hermann (1358), Lasker (1300).

Auf Grund dieser Thatsachen wird man die Folgerung nicht für zu dreist halten, dass der Genius für den Ausfall gewisser psychischer Funktionen zu dulden hat, im Bau desjenigen Organes, das seinen Ruhm begründet, auch ungesunden Verhältnissen unterworfen ist.

Man darf nur an den Hydrops ventriculorum bei Rousseau, an die Meningitis bei Grossi, Donizetti, Schumann, an das Hirnödem bei Liebig und Tiedemann erinnern. Bei Letzerem fand BISCHOFF ausser einer beträchtlichen Schädelverdickung, namentlich des Stirnbeines, Verwachsung der harten, Verdickung der Spinnwebenhirnhaut und am Gehirn selbst Atrophie. WAGNER sah bei Fuchs, dem Göttinger Kliniker, eine unregelmässige oberflächliche Windung über der Fissura Rolandi hinweggehen, ein Vorkommen, welches GIACOMINI nur einmal unter 356 und HESCHEL¹ gleichfalls nur einmal unter 632 Fällen antrafen.

Bei Pascal fand man schwere Läsionen an den Grosshirn-Hemisphären, bei Gauss und Bichat² war die linke Hemisphäre stärker als die rechte entwickelt.

Man hat vor kurzem entdeckt, dass Cuviers so voluminöses Gehirn hydropisch gewesen; bei Lasker hat man Erweichung der Corpora striata gefunden, ferner Pachymeningitis hämorrhag. in der Gegend des Stirn- und Scheitelbeines und Endoarteritis deformans in der Fossa sylvii.³

BISCHOFF und RÜDINGER haben an 18 Gehirnen deutscher Gelehrter bedeutende, angeborene Anomalien der Hirn-, namentlich der Scheitelwindungen beobachtet.

Die Parietalfurche verläuft bei ihnen stark nach aussen

¹ HESCHEL, Die tiefen Windungen des Menschenhirnes.

² BICHAT, vgl. SAPPEY, *Traité d'Anatomie* descript III. 50.

³ Lasker. — Vgl. MENDEL, Centralbl. 1884 Nr. 4.

gegen die Mitte der Hemisphären-Oberfläche zu, bisweilen darüber hinaus und schlägt eine ganz sagittale Richtung ein. In Liebigs Gehirn ist sie schief nach hinten und aussen gerichtet.

Der Hauptgrund für diese Ablenkung beruht auf der ersten Entwicklung der ersten Uebergangsfalte (pli de passage), deren Umfang wahrhafte Mäanderlinien beschreibt, unter denen Abzweigungen der senkrechten Fissur weggehen.¹ Die Fissura occipitalis externa ist schwer zu erkennen. Von der Interparietalfurche gehen Querzweige ab, die durch ihre Länge und Krümmung auffallen. Die Parietalwindungen sind nach allen Richtungen stärker, besonders aber in der Breite, ihr Längendurchmesser bisweilen kleiner, als in niedriger stehenden Hirnen, dann ist aber die Oberfläche breiter, während sie im Hirn von Dolichocephalen mit schmalen und langen Hirnlappen verhältnissmässig beschränkt ist.

Die sehr lang und gewundene Fissura Post-Rolandica schiebt Zweige aus, welche nach verschiedenen Richtungen hin in die benachbarten Windungen eindringen.² In den Hirnen von Wulfert und Huber war die dritte linke Stirnwindung sehr reich an Krümmungen und besonders an der Basis (Fuss fr.) entwickelt. Bei Gambetta zeigte dieselbe eine vollständige Verdoppelung; der rechte Lobulus quadratus ist durch eine Furche, die von der Fiss. occipitalis ausgeht, in zwei Theile gespalten, der untere der letzteren ist noch einmal in zahlreiche, sternartig gestellte Lappchen getheilt; der Occipitallappen ist kleiner, besonders rechterseits.³

Das vergleichende Studium dieser Hirne, sagt HERVÉ,⁴ zeigt, dass die individuellen Verschiedenheiten der Hirnwindungen im ganzen genommen häufiger und in grösserem Maasse vorkommen bei geistreichen Leuten, als bei solchen,

¹ Vgl. auf Taf. I. die Gehirne von Gauss, Dirichlet, Hermann; auch bei RÜDINGER die Gehirne von Lasaulx, Döllinger, Liebig u. s. w.

² Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen nach Rasse, Geschlecht und Individualität, 1883.

³ *Bulletin de la Société d'Anthropologie* 1886, p. 135.

⁴ *La circonvolution de Broca*, Paris 1888.

die es nicht sind. Es ist dies besonders für die dritte Stirnwindung der Fall, deren Morphologie nicht nur mannigfaltigeren Aenderungen bei den Individuen ersterer Art unterliegt, sondern auch weniger einfach ist. Diese Windung ist bei ihnen, besonders auf einer Seite, entwickelter, während sie bei den minder Begabten gewöhnlich einfache Formen, rechts wie links, zeigt.

Allerdings kann man auch bei Gehirnen der gewöhnlichen Leute dieselbe individuelle Anordnung finden, wie bei den an Geist hervorragenden, aber doch nur höchst ausnahmsweise. Die Brocasche Windung ist im allgemeinen dort nur schwach entwickelt, bei den Anderen dagegen zeigt sie zahlreichere Knickungen und Einbuchtungen zweiten und dritten Grades.

Bei den Geistreichen ist die linke Windung oft stärker entwickelt als die rechte, bei wenig Begabten ist die Symmetrie, wenn auch nicht in Beziehung auf die Gestalt, doch aber in ihren Grössenverhältnissen auf beiden Seiten die Regel und Asymmetrie nur Ausnahme.

Wir verweisen auf die RÜDINGERSche Schrift und ihre schönen Tafeln, wenn man sich einen Begriff von der Entwicklung einiger dieser Gehirne und namentlich der Brocaschen Windung in der Münchener Sammlung machen will. Vor allem wird die enorme Grösse und die reiche Faltung des Fusses der linken dritten Windung an dem Gehirn des durch seine Rednergabe und sonst ausgezeichneten Juristen Wulfert auffallen.

Dieselbe Windung ist zwar etwas kleiner bei dem Philosophen Huber, einem Manne von reichem Wissen, der besonders für die Geschichte der Philosophie Hervorragendes als Schriftsteller und Dialektiker geleistet hat und in den Naturwissenschaften bewandert war. Sie ist links schärfer gezeichnet, auch komplizirter, insbesondere der Fuss der Windung, als rechts. Vgl. auch Dirichlet und Hermann.

Dagegen ist der Fuss der Windung ausserordentlich klein und die Windung selbst sehr einfach auf der linken Seite am Gehirn des Professors der pathologischen Anatomie Buhl,

dessen Sprache klar und gewandt, der aber linkshändig oder wenigstens Ambidexter gewesen ist. Die rechte Windung war indes in jeder Beziehung gut entwickelt.

RÜDINGER macht noch bei folgenden Personen auf die starke Entwicklung des Fusses der Brocaschen Windung aufmerksam. Bischoff d. Ae., die Physiologen Döllinger, Harless, Tiedemann, der Jurist Harter, der Geschichtsforscher Fallmerayer. An 15 Gehirnen ausgezeichneter Männer fand er den vorderen Zweig der Fossa Sylvii in 7 Fällen doppelt, in 8 Fällen dreifach auf der linken Seite.

Wir könnten noch einige andere von verschiedenen Seiten veröffentlichte Fälle hinzufügen, in denen das komplizierte Verhalten der Brocaschen Windung am Hirn hervorragender Männer aufgetreten ist. So bei den von RUDOLF WAGNER¹ beschriebenen und abgebildeten Fällen mehrerer Gelehrten, unter denen vor allem der berühmte Mathematiker Gauss sich befindet.

Mit Gauss' Gehirn verglichen, zeigt das eines Arbeiters Namens Krebs weit weniger komplizierte Windungen und ist, im Profil gesehen, weit schmaler als das von Gauss. Die Stirnwindungen waren auch, trotz des grossen Umfanges der vorderen Lappen, viel weniger als bei Letzterem bei einem gleichfalls berühmten Mathematiker, Professor Morgan, entwickelt, dessen Hirn im Besitz des Professor BASTIAN sich befindet.

Stottern. Unter den geistreichen Menschen findet man häufig Stotternde, z. B. Alkibiades, Demosthenes, Aesop, Cato von Utica, Virgil, Erasmus von Rotterdam, Karl V., Cardanus, Turenne, Malherbe, Manzoni, Romiti, Tartaglia, Charles Darwin.

Linkshänder waren: Tiberius, Michel-Angelo, Sebastian del Piombo, Raphael de Montelupo, Flechia, Nigra, Bertillon, Buhl. Leonardo da Vinci zeichnete rasch mit der linken Hand die Bilder, die ihm lebhaft auffielen, und benutzte die rechte Hand nur dann, wenn seine Arbeit reif-

¹ Vorstudien u. s. w.

lichere Ueberlegung erforderte. Seine Freunde waren daher überzeugt, dass er nur mit der linken Hand schrieb. — Es ist nunmehr festgestellt, dass die Linkhändigkeit ein atavistisches und Degenerationszeichen ist.¹

Unfruchtbarkeit. Viele grosse Männer blieben unverheirathet oder hatten keine Kinder.

„Die grössten und edelsten Schöpfungen,“ sagt BACO, „verdankt man kinderlosen Männern; sie haben die Gebilde ihres Geistes zu erzeugen gesucht, da ihnen die des Körpers versagt waren. Auf diese Weise haben Diejenigen für die Nachkommen Sorge getragen, die sonst keine hatten.“

LA BRUYÈRE: „Diese Männer haben weder Ahnen, noch Nachkommen; sie sind beides sich selbst.“

CROOKER bemerkt in Johnsons Leben, dass alle grossen und sogar mittelmässigen englischen Dichter keine Nachkommen hatten. So Shakespeare, Ben Jonson, Milton, Otway, Dryden, Rowe, Addison, Pope, Swift, Gay, Johnson, Goldsmith, Cowper, Camden, Hobbes und viele Andere haben der Ehe entsagt, um ganz ihren Studien sich widmen zu können.

MICHEL-ANGELO sagte: „Ich habe von der Kunst genug, um einer Frau entzathen zu können.“

Unter den Ledigen findet man: Kant, Newton, Pitt, Fox, Fontenelle, Beethoven, Gassendi, Galilei, Descartes, Locke, Spinoza, Bayle, Leibniz, Dalton, Hume, Gibbon, Macaulay, Bentham, Leonardo da Vinci, Reynolds, Händel, Mendelssohn, Meyerbeer, Camoëns, Voltaire, Flaubert, Alfieri, Cavour, Pellico, Mazzini. Von Frauen: Florence Nightingale, Catherine Stanley, die Mathematikerin Gaitana Agnesi, Louise Laura Bassi.

Der Apostel Paulus rühmte seine Enthaltbarkeit. Cavadish fehlte der Geschlechtstrieb gänzlich und er hatte eine krankhafte Abneigung gegen die Frauen.

FLAUBERT² schrieb an George Sand: „Wie störrig auch

¹ LOMBROSO, *Sur le mancinisme moteur et sensoriel chez les individus sains et aliénés*, 1884.

² FLAUBERT, *Lettres à G. Sand*, Paris 1885.

die Muse ist, so macht sie doch weniger zu schaffen, als ein Weib. Das eine verträgt sich nicht mit dem anderen. Man muss zwischen beiden wählen.“

Adam Smith sagt von sich, er sei nur in seinen Schriften galant. Der menschenfeindliche Chamfort sagt, wenn der Mensch seiner Vernunft Gehör gäbe, so würde sich Niemand verheirathen. „Ich werde nichts dazu thun, aus Furcht einen Sohn zu bekommen, der mir ähnlich wäre.“

Der französische Dichter Destouches (*Philos. mariés*) sagt: „Grosse Geister, sonst sehr schätzenswerth, vermögen Ihresgleichen nicht zu schaffen.“

Unähnlichkeit. — Fast alle Männer von Geist ähneln weder Vater, noch Mutter (Foscolo, Michel-Angelo, Giotto, Haydn). Das ist eines der Zeichen von Degeneration. Aus demselben Grunde erkennt man physische Aehnlichkeit zwischen geistvollen Menschen aus verschiedenen Zeiten und Rassen, wie Julius Caesar, Napoleon und Jean des Bandes-Noires, Casti, Sterne und Voltaire. Sie weichen vielmehr von ihrem Volkstypus ab, und bei ihnen gelten für edel und fast göttlich die Züge, die bei Kretins, Verbrechern und oft sogar bei Geistesgestörten gemeinhin vorkommen (hohe Stirn, stark entwickelte Nase und Kopf, Lebhaftigkeit des Blickes). Die Gesichtsbildung bei Humboldt, Virchow, Bismarck, Helmholtz, Holtzendorff ist nicht deutsch. Byron¹ hatte weder die Physiognomie, noch den Charakter der Engländer, Manin nichts vom venetianischen Typus, Alfieri und Azeglio weder das Gesicht, noch den Charakter der Piemontesen, Carducci sah überhaupt nicht wie ein Italiener aus. — Indes stösst man doch häufig auf sehr erhebliche Ausnahmen. Michel-Angelo, Raphael, Leonardo da Vinci, B. Cellini zeigen den Typus der Italiener.

Frühzeitige Entwicklung. — Eine andere, dem Genie und dem Wahnsinn, insbesondere dem moralischen Wahnsinn gemeinsame Erscheinung ist die frühzeitige Entwicklung der sogenannten Wunderkinder (vergl. Anhang).

¹ Anm. d. Uebers. Byron ist ein Schotte von Geburt.

Dante verfasste mit 9 Jahren ein Sonett auf Beatrice, Tasso mit 10 Jahren schon Verse. Comte und Pascal waren im Alter von 13 Jahren schon grosse Denker, Fournier mit 15, Niebuhr mit 7, Gionata Edwards mit 12, Michel-Angelo mit 19 Jahren, Gassendi, der kleine Doktor, hielt Reden, wie BEARD angiebt, mit 4 Jahren, Bossuet mit 12 und Voltaire mit 13 Jahren. Pic de la Mirandola verstand schon als Knabe Latein, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch; Goethe schrieb, kaum 10 Jahre alt, eine Novelle in 7 Sprachen (s. PALLESKE, Schiller S. 7). Wieland verstand Latein in seinem 7. Jahre, entwarf ein Epos im 13. und veröffentlichte sein Gedicht „Die vollkommenste Welt“ im 16. Jahre; Lopez de la Vega machte seine ersten Verse im 12., Calderon schrieb seinen „Himmelswagen“ im 13. Jahre, Kotzebue versuchte sich schon als 7jähriger Knabe an Schauspielen und liess im Alter von 18 Jahren sein erstes Trauerspiel auf-führen.¹

Victor Hugo verfasste „Irtamene“ mit 15 Jahren und hatte im Alter von 20 Jahren schon „Han von Island“, „Bug-Jargal“ und den ersten Band seiner Balladen und Oden veröffentlicht; Lamennais schrieb, 16 Jahre alt, seine „Paroles d'un croyant“. Pope schrieb im Alter von 12 Jahren die „Ode on solitude“ und mit 16 Jahren die „Pastorals“. Byron machte Verse, als er 12 Jahre alt war, und veröffentlichte die „Hours of idleness“ (Stunden der Musse) im Alter von 18 Jahren. Moore übersetzte, 13 Jahre alt, den Anakreon. Meyerbeer spielte als 5jähriges Kind schon vorzüglich Klavier, Claude Jos. Vernet zeichnete als Vierjähriger schon sehr gut und war im Alter von 20 Jahren ein berühmter Maler. Wren erfand in seinem 13. Jahre ein astronomisches Instrument, das er seinem Vater mit einer lateinisch geschriebenen Widmung überreichte. Der 15 Jahre alte Ascoli veröffentlichte ein Buch über das Verhältniss des Dialektes der Wallachei zu dem von Friaul. Metastasio improvisirte im Alter von

¹ Anm. d. Uebers. Schiller war 19 Jahre alt, als seine epochemachenden Räuber erschienen.

10 Jahren. Ennius Quirinus Visconti erregte im Alter von 16 Monaten die Bewunderung aller Leute und hielt Reden, als er 6 Jahre alt war. Fénelon hielt mit 15 Jahren einen Vortrag vor einem erlesenen Publikum. Wilhelm Wetton konnte im Alter von 5 Jahren Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lesen und übersetzen, verstand, 10 Jahre alt, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch. Mirabeau hielt Reden im Alter von 3 Jahren und veröffentlichte Bücher im Alter von 10 Jahren. Handel komponirte eine Messe mit 13 und seine Werke Florinde und Nero mit 17 Jahren. Im 19. Jahre war er schon Musikdirektor am Hamburger Stadttheater. Raphael war im Alter von 14 Jahren schon berühmt. Rétif de la Bretonne hatte schon im Alter von 4 Jahren vieles gelesen, mit 11 Jahren schon junge Mädchen verführt und im 14. Jahre ein Gedicht über seine zwölf ersten Geliebten verfasst. Gebrüder Eichhorn, Mozart, v. Eybler gaben im Alter von 6 Jahren Konzerte. Beethoven komponirte im 13. Jahre drei Sonaten, Weber war 14 Jahre alt, als er seine erste Oper, Das „Waldmädchen“, aufführen liess. Cherubini schrieb im Alter von 13 Jahren eine Messe, die seine Mitbürger begeisterte. Baco hatte mit 15 Jahren sein *Novum Organum* entworfen. Karl XII. von Schweden enthüllte seine grossartigen Entwürfe im Alter von 18 Jahren. Diese frühzeitige Entwicklung ist etwas Krankhaftes und atavistisch; man findet sie bei allen Wilden.¹

Das Sprichwort „Mit 5 Jahren ein Genie, mit 15 ein Narr“ sieht man in Irrenhäusern oft wahr geworden.² SAVAGE kannte eine irre Dame, deren Kinder vor dem 6. Lebensjahre klassische Musikstücke spielten, und andere Kinder, die schon im zartesten Alter Neigungen wie Erwachsene zeigten. Bei den nicht selten frühreifen Kindern von Irren treten oft gewisse Fertigkeiten und Neigungen, namentlich für Musik, Künste und Mathematik auf, die bei Anderen sich nicht äussern.

¹ BEARD, *Névosisme américain* 1887. — CANCELLIERI, *Intorno uomini dotati di gran memoria*, 1715. — KLEFEKER, *Biblioth. eruditorum prociacium*, Hamburg 1717. — BAILLET, *De praecocibus eruditis*, 1715.

² SAVAGE, *Moral Insanity*, New-York 1886.

Späte Entwicklung. — Das Vorkommen später Entwicklung bei geistvollen Menschen lässt sich, wie BEARD richtig bemerkt, aus dem Mangel an Gelegenheit zu ihrer Förderung erklären, auch aus der Kurzsichtigkeit der Lehrer und Eltern, welche Stumpf, ja sogar Blödsinn sehen, wo nur die Zerstretheit und das Sichvergessen des Genies vorliegt.

Viele Kinder, aus denen nachher grosse Männer geworden sind, hat man in der Schule für schlecht, ungezogen oder dumm gehalten; ihre Intelligenz brach sich aber Bahn, sobald die Gelegenheit dazu sich bot, oder wenigstens, sobald sie den ihrem Geiste entsprechenden Weg fanden. So war es mit Thiers, Pestalozzi, Wellington, Du Guesclin, Clark, Burns, Balzac, Fresnel, Dumas d. Ä., Humboldt, Sheridan, Boccaccio, Pierre Thouars, Linné, Volta, Alfieri. Auch Newton vergass sehr oft die Ausführung von Aufträgen, die ihm seine Mutter gab, über der Lösung eines Keplerschen Problems, und während er der Letzte auf den Schulbänken war, beschäftigte er sich mit Anfertigung von mechanischen Spielwerken. Walter Scott, der in der Klasse eine sehr traurige Figur spielte, überraschte durch sein Geschick im Erzählen von Geschichten.

Der berühmte Orientalist Klaproth wurde während seiner Studienzeit in Berlin für ein sehr zurückgebliebenes Subjekt gehalten. Bei einem Examen fuhr ihn ein Professor an: „Aber Herr, Sie wissen ja auch gar nichts!“ worauf er antwortete: „Doch, ich verstehe Chinesisch!“ Erkundigungen danach ergaben, dass er wirklich diese schwierige Sprache allein und fast heimlich erlernt hatte.

Gustav Flaubert war das Gegentheil von einem Wunderkinde. Er lernte nur mit grosser Mühe das Lesen. Sein Geist arbeitete aber unterdessen, denn er verfasste schon Schauspiele, die er nicht aufschreiben konnte, die er aber ganz allein aufführte, wobei er die verschiedenen Personen auftreten liess und lange Gespräche hielt.

Domenichino, den seine Mitschüler den „grossen Ochsen“ nannten, erwiderte, da man ihm zum Vorwurf machte, dass er langsam denke und nicht so leicht begreife wie die anderen Zöglinge: „Ich arbeite innerlich.“

Häufig machen Kinder nur Fortschritte, wenn man sie sich selbst überlässt. — Cabanis galt zwar für intelligent, aber auch für eigensinnig und faul und wurde aus der Schule verwiesen. Sein Vater entschloss sich, mit ihm ein Experiment zu machen. Er erlaubte dem Vierzehnjährigen, nach seinem Belieben zu studiren, und es gelang vollkommen.

Scheu vor Neuerungen. — Menschen, die doch eine neue Weltordnung schaffen, sind, wie das Volk insgemein und wie die Kinder, Feinde aller Neuerungen. Sie geben sich erstaunliche Mühe, die Entdeckungen Anderer zu verwerfen, sei es, weil ihr Gehirn so voll ist, dass es nichts anderes mehr aufnehmen kann, sei es, weil sie ein spezifisches Feingefühl für ihre eigenen Ideen besitzen, das vor Anderer Gedanken zurückschreckt.

So hat Schopenhauer, der in der Philosophie ein grosser Empörer war, nur Worte des Mitleids und der Verachtung für die Revolutionäre in der Politik. Er vererbte daher sein Vermögen auf Leute, welche zur Unterdrückung der edelsten Bestrebungen im Jahre 1848 mit den Waffen beigetragen hatten.

Friedrich d. Gr., der eine deutsche Politik betrieb und eine nationale Kunst und Litteratur zu fördern bestrebt war, hatte nicht einmal eine Ahnung von dem Werth eines Klopstock, Lessing, Herder und Goethe. Es widerstand ihm so sehr, seine Kleider zu wechseln, dass er während seines ganzen Lebens nur zwei oder drei Anzüge besass. — Dasselbe war bei Napoleon mit dem Hut der Fall. — Rossini vermochte nicht mit der Eisenbahn zu reisen.¹ — Napoleon wollte vom Dampfschiff nichts wissen, und Richelieu schickte den ersten Erfinder, Salomon de Caus, nach Bicêtre.² Baco spottete über Gilbert und Copernicus; er hielt nichts von der Anwendung

¹ Bei dem Versuch, ihn dazu zu vermögen, sah ein Freund Rossinis ihn ohnmächtig werden. „Wenn ich nicht so angelegt wäre,“ äusserte Rossini später, „so hätte ich den „Barbier“ nicht geschrieben.“ Diese Worte dürften Denen zu denken geben, die über den Grundgedanken dieses Buches lächeln.

² RADESTOCK, I. c.

der Instrumente und sogar der Mathematik in den exakten Wissenschaften.¹ — Baudelaire und Nodier verabscheuten die freien Denker.² — Laplace leugnete das Niederfallen der Meteore aus einem Grunde, der ganz nach dem Geschmacke der Akademiker war, nämlich, es könnten nicht Steine vom Himmel fallen, da es dort solche nicht gäbe. Biot verwarf die Undulationstheorie; Darwin³ glaubte weder an ein Steinzeitalter, noch an Hypnotismus, Voltaire hielt nichts von den Fossilien. — Robin machte sich über die Darwinsche Theorie lustig.

Flaubert und Ch. Gautier theilten die Vorliebe für den Orient und den Widerwillen gegen neue Gegenstände; der Anblick einer Maschine brachte sie ausser sich. Sie benutzten zwar die Eisenbahn, um, wie sie meinten, Zeit zu ersparen, aber sie hörten auf dem ganzen Wege nicht auf, darüber zu murren. Das waren die Spötter, welche angesichts der neuen Sitten und Künste für Alt-Frankreich schwärmten. (ZOLA.)

Unstütes Leben ist bei den Männern von Geist häufig zu finden. Wir erwähnen nur Heine, Alfieri, Byron, Giordano Bruno, Maxime du Camp, Leopardi, Tasso, Goldsmith, Sterne, Gautier, Musset, Lenau. — „Mein Vater hat mir als Erbtheil seinen unstäten Geist hinterlassen,“ schrieb Foscolo.

Hölderlin irrte vierzig Jahre lang umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden, nachdem seine Geliebte ins Kloster gegangen war.

Alciakof reiste fortwährend umher und meinte zu seiner Rechtfertigung, auch die Sonne kreise umher, um überall ihr Licht zu spenden.

Allbekannt sind die unaufhörlichen Reisen Paisiellos,⁴ Orlandos, Lavoisiers, Petrarcas, Cellinis, Cervantes' in einer Zeit, wo das Reisen ebenso beschwerlich wie gefährlich war.

Meyerbeer reiste dreissig Jahre lang; unterwegs auf der Eisenbahn verfasste er seine Hauptwerke. Wagner ging zu

¹ DRAPER, III. 230.

² *Revue bleue*, 1887, p. 17.

³ *Life*, 1887.

⁴ FIORENTINO, *La musica*, 1889.

Fuss von Riga nach Paris. — Bekanntlich haben auch bisweilen berühmte Universitätsprofessoren die Sucht ihre Stellen zu wechseln und vergessen dabei ihr persönliches Interesse.

Unbewusstheit. — Plötzliche Einfälle. — Das Zusammentreffen von Geist und Wahnsinn macht das Unbewusste, Plötzliche und die Zusammenhangslosigkeit seiner Schöpfungen zum Theil erklärlich. Daher auch die grosse Aehnlichkeit mit dem epileptischen Anfall, daher die Verschiedenheit von Genie und Talent.

Das Talent, sagt JÜRGEN MEYER,¹ kennt sich selbst, es weiss, wie und warum es auf eine gegebene Theorie eingeht; anders bei dem Genie, das weiss nicht davon, wie und warum es dazu gekommen ist. — Es giebt nichts Unwillkürlicheres als die Arbeit des Genies.

Eins der Kennzeichen des Genies ist, nach HAGEN, der unwiderstehliche Impuls. Wie der Instinkt das Thier zu gewissen Verrichtungen, selbst auf Gefahr seiner Existenz, treibt, so ist das Genie, wenn es von einer Idee beherrscht wird, zu jedem anderen Gedanken unfähig. Napoleon, Alexander machen Eroberungen, nicht etwa aus Ruhmsucht, sondern unter der Herrschaft eines allmächtigen Instinktes. Ebenso findet der wissenschaftliche Geist keine Ruhe; seine Thätigkeit erscheint vielleicht als Ausfluss eines freien Willens, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Das Genie schafft nicht, weil es will, sondern weil es muss.

Der Mann von Geist gleicht — nach JEAN PAUL — in vieler Hinsicht einem Traumwandler. Er sieht in seinem Traume weiter als im Wachen und er erklimmt die höchsten Gipfel der Wahrheit. Man nehme ihm seine phantastische Welt, und er stürzt plötzlich in die Wirklichkeit.²

Haydn glaubte einer geheimnissvollen, von oben ihm gewordenen Gnade seine „Schöpfung“ verdanken zu müssen. „Wenn meine Arbeit nicht gelingen wollte, begab ich mich in mein Betgemach mit meinem Rosenkranz, sprach ein Ave, und sofort kamen mir die Gedanken zurück.“

¹ Genie und Talent, 1875.

² KUNO FISCHER, Das Bewusstsein, Leipz. 1874.

Wenn unsere Milli, fast ohne es zu wollen, ihre wunderbaren Poesien sich entschlüpfen lässt, so zittert sie, kreischt, singt, läuft hin und her und verfällt beinahe in einen epileptischen Anfall.

Mehrere geistvolle Menschen, die sich selbst beobachteten und von ihrer Begeisterung sprachen, beschreiben die letztere wie ein angenehmes, hinreissendes Fieber, während dessen der Gedanke plötzlich und unwillkürlich befruchtet wird und wie der Funke an einer angezündeten Fackel hervorbricht.

Das ist der Gedanke, welchen DANTE in folgenden drei Versen zeichnet:

Mein Ich ist so, wenn Liebe mich beseelt,
 Ich merk' es an, und je was sie mir eingiebt,
 Das geb' ich wieder.

Das Schicksal der Schlachten ist das Ergebniss eines Augenblickes, eines verborgenen Gedankens; der entscheidende Augenblick erscheint, der Funke bricht hervor und der Sieg ist da. (Napoleon.)

Kuhs schönste Dichtungen gingen, nach BAUER, aus einem Zwischenzustande von Wahnsinn und Vernunft bei dem Dichter hervor; während er seine erhabensten Zeilen diktirte, war er unfähig, das Geringste zu überlegen.

Rossini komponirte eine grosse Messe in 36 Stunden, Donizetti in drei den 4. Akt der Favorita.

FOSCOLO erzählt in seinem *Epistolario*, dem besten Denkmal seiner edlen Seele: „Das Schreiben hängt von einem gewissen angenehmen Fieber ab, welches sich Niemand willkürlich geben kann. Ich schreibe Briefe, nicht um des Vaterlandes willen oder um Ruhm zu erwerben, sondern um des inneren Vergnügens willen, welches aus der Uebung unserer Fähigkeiten hervorgeht. Sie bedürfen der Bewegung wie unsere Füsse des Gehens.“

Mozart bekennt, die musikalischen Erfindungen entstanden in ihm wie Träume, sogar gegen seinen Willen. — Hoffmann äusserte wiederholt gegen seine Freunde: „Wenn ich kompo-

niren will, setze ich mich ans Klavier, schliesse die Augen und spiele, was mir von aussen vorgesagt wird.“¹

„Nicht ich bin es, der denkt,“ sagt Lamartine, „es sind meine Gedanken, die für mich denken.“²

Alfieri, der sich einem Barometer verglich wegen des beständigen Wechsels seines poetischen Könnens infolge des Wechsels der Jahreszeiten, hatte nicht die Kraft, einem weiteren oder vielmehr während mehrerer Tage des Septembers sich wiederholenden Impuls zu widerstehen, er musste sich für besiegt erklären und sechs Schauspiele schreiben. (Alfieris Leben.) Teza, der seine Handschriften durchstöberte, findet in einem seiner Sonette: „Ein Greis in Weiss“ als eigenhändige Notiz: „Im Spazierengehen. Wider Willen verfasst.“

Montesquieu entwarf seinen *Esprit des lois* in einer Postkutsche. Bei Alfieri, Goethe, Ariost entstanden die Schöpfungen urplötzlich, oft beim Erwachen.³

Diese Beherrschung des Genies durch das Unbewusste ist eine längstbekannte Erscheinung.

Sokrates sagt, die Poeten schaffen nicht auf Grund von wissentlicher Ueberlegung, sondern infolge eines gewissen Naturtriebes. „So verkünden die Wahrsager sehr schöne Wahrheiten, ohne Bewusstsein von dem, was sie sagen.“⁴

„Alle Aeusserungen des Genius,“ schreibt VOLTAIRE an Diderot, „sind Wirkungen des Instinktes. Alle Philosophen der Welt zusammengenommen wären nicht im stande gewesen, Quinaults „Armida“ zu schaffen, oder die pestkranken Thiere La Fontaines, der selbst nicht wusste, was er dabei that; Corneille schuf die „Horazier“, wie ein Vogel sein Nest macht.“

Die tiefsten Gedanken der Denker sind daher sozusagen durch frühere Eindrücke vorbereitet, springen infolge einer ausserordentlichen Empfindlichkeit des Organismus plötzlich hervor und entwickeln sich vermöge unbewusster Hirnthätigkeit. — Das ist es, was die tiefe Ueberzeugung der Propheten,

¹ SCHILLING, Psychiatr. Briefe, 1886, S. 486.

² BALL, *Leçons des maladies mentales*, 1881.

³ RADESTOCK, l. c. S. 42.

⁴ *Apologia*.

Heiligen und Zauberer erklärlich macht, aber auch die unserer heutigen Irren.

Dämmerzustände. — BELLINI schreibt: „Man darf das Dichten beinahe einen Traum nennen, der in Gegenwart der Vernunft sich abspielt, die mit offenen Augen über ihm schwebt.“ Diese Erklärung ist sehr passend, um so mehr, da viele Dichter ihre Verse im Traum oder Halbtraum verfasst haben.

Nach Goethes Ansicht bedürfen die Dichter einer gewissen Hirnreizung. Viele seiner Gedichte sind in der That in einem dem Somnambulismus ähnlichen Zustande verfasst. Klopstock giebt an, er habe mehrfach die Begeisterung zu seinem Dichtwerk im Traume gefunden.

Voltaire hat einen Gesang der *Henriade* während des Schlafes verfasst, Sardini eine Theorie über das *Flageolet*, v. Seckendorf das schöne Lied an die Phantasie, welches in seinem Wohlklang seinen Ursprung widerspiegelt.¹

Newton und Cardanus lösten im Traume schwierige mathematische Aufgaben.

Nodier schuf seine *Lydia* mit einer vollständigen Theorie über die Zukunft infolge von Träumen aus dem Jahre 1828, die, wie er schreibt, „so unaufhaltsam, Nacht für Nacht sich wiederholten, dass die Vorstellung zur Ueberzeugung ward“.

Muratori improvisirte im Traume, nachdem er schon jahrelang keine Verse mehr gemacht, einen lateinischen Pentameter. Man erzählt, La Fontaine habe im Traume die Erzählung von den „Zwei Tauben“ verfasst und Condillac während des Schlafes eine am vorigen Tage unvollendete Vorlesung fertig gemacht.²

Den *Kabla Khan* verfasste Coleridge im Traum, nur konnte er sich auf 54 Verse nicht wieder besinnen.

¹ Holde, süsse Phantasie!

Immer wirksam, immer wach,

Dank sei deinen Zauberbildern,

Die mein hartes Schicksal mildern, (auf dem Hohenasperg. Uebers.)

Dank dir u. s. w.

² VERGA, *Lazzaretti* 1880.

Das Genie in Begeisterung. — Es ist übrigens wahr, dass Niemand einem Irrsinnigen während des Anfalls ähnlicher sieht, als ein Mann von Geist, wenn er über seinen Schöpfungen brütet.¹ Wir finden, nach RÉVEILLÉ-PARISES Angabe, bei ihm einen kleinen, harten Puls, die Haut bleich und kalt, den Kopf heiss, die Augen glänzend, injiziert, verstört. Nach beendeter Arbeit kommt es nicht selten vor, dass der Verfasser selbst nicht versteht, was er kurz zuvor geschrieben. Marini empfand, während er Adone schrieb, eine tiefe Brandwunde am Fusse nicht.

Tasso glich, während er dichtete, einem Besessenen,² Lagrange fühlte seinen Puls unregelmässig werden, wenn er schrieb. Alfieri konnte nicht recht sehen. Es giebt auch solche, die sich beim Arbeiten in einen Zustand von Hirnkongestion künstlich versetzen. Schiller kühlte die Füsse mit Eis.³ Pitt und Fox bereiteten sich auf ihre zu haltenden Reden durch unmässiges Trinken von Porter vor. Paisiello hüllte sich beim Komponiren in eine Wolke von Decken. Milton und Descartes drückten ihren Kopf in die Kissen des Kanapees. Bonnet begab sich, den Kopf mit heissen Tüchern umwickelt, in einen kalten Raum. Cujas lag beim Arbeiten mit dem Bauch auf dem Teppich.

Von Leibnitz sagt man, dass er „horizontal überlegte“; dieser Art Lage bedurfte er, um sich der Denkarbeit zu widmen. Milton⁴ arbeitete mit auf den Stuhl zurückgebogenem Kopfe, Thomas und Rossini im Bett, Rousseau⁵ im blossen Kopfe bei Mittagssonne.

Das alles sind instinktive Hilfsmittel, welche die Cirkulation im Gehirn momentan auf Kosten des Gesamtblutlaufes befördern.

Man weiss, dass die grossen Entwürfe der Denker am häufigsten sich entwickelten, oder wenigstens ihren ersten An-

¹ Aut insanit homo, aut versus facit.

² BETTINELLI, l. c.

³ Schiller konnte nicht schreiben, wenn er nicht faule Aepfel zur Hand hatte. (Uebers.)

⁴ RÉVEILLÉ-PARISE S. 245.

⁵ ARAGO, *Oeuvres*, III.

lauf nahmen infolge einer besonderen Anregung, die auf die Intelligenz eine ähnliche Wirkung äusserte, wie ein Tropfen Salzwasser auf eine Voltasche Säule. Es ist Thatsache, dass alle grossen Entdeckungen, nach MOLESCHOTTs¹ Bemerkung, durch eine einfache Wahrnehmung veranlasst worden sind. Ein paar Frösche, die zu einer Krankensuppe für Galvanis Gattin dienen sollten, gaben Veranlassung zur Entdeckung des Galvanismus, die isochrone Bewegung einer Lampe, der Fall eines Apfels zu den grossen Systemen Newtons und Galileis. Alfieri entwarf seine Tragödien, während er Musik hörte, oder doch einige Stunden später. Mozart fand eine berühmte Arie zum Don Juan, während er eine Apfelsine sah, die in ihm die Erinnerung an ein neapolitanisches Volkslied erweckte, das er fünf Jahre zuvor gehört hatte.²

Der Anblick eines Lastträgers erweckte bei Leonardo da Vinci das Bild zum Judas, die Bewegungen seines Modells bei Thorwaldsen die Stellung des sitzenden Engels. Salvator Rosa verdankte seine ersten grossartigen Entwürfe den Scenen des Pausilippo. Hogart erhielt den ersten Eindruck für seine grotesken Bilder in einer Kneipe von Highgate, wo ihm von einem Betrunknen im Streite das Nasenbein zerschlagen worden war. Milton, Baco, Leonardo da Vinci mussten vor der Arbeit ein wenig Musik hören. Bourdaloue kratzte erst auf der Violine herum, bevor er seine unsterblichen Predigten niederschrieb. Der Vortrag einer SPENCERSchen Ode entschied in Cowley den dichterischen Beruf. Der Anblick eines Landkrebsses erweckte in Watt die Idee zu einer für die Industrie sehr nützlichen Maschine.³

Sensationen sind es auch, die zu Ausgangspunkten für entsetzliche Ausbrüche der Mania impulsiva werden.

Humboldts Amme gestand, dass der Anblick des frischen zarten Fleisches ihres Pfleglings sie unwiderstehlich zum Hineinbeissen gereizt habe.

¹ Kreislauf des Lebens. Brief XVIII.

² Genie und Talent, 1879.

³ ARAGO.

Andere wurden durch das Erblicken eines Beiles, eines Feuers oder Leichnams zu Mord, Brandstiftung oder Leichenschändung gereizt.

Die Begeisterung geht oft in eine wahre Hallucination über. Der Betreffende nimmt dann — wie BETTINELLI sagt — wirklich die Gegenstände seiner Einbildung wahr. — Dickens, Kleist waren um das Schicksal ihrer Helden ernstlich bekümmert. Kleist äusserte nach Vollendung einer seiner Tragödien gegen seinen Freund unter Thränen: „Sie ist todt.“ Es galt der Penthesilea. — Schiller war von dem, was mit den Personen seiner Erfindung geschah, so bewegt, dass er es für wirklich Geschehenes hielt.¹

T. Grossi erzählte Verga, dass er beim Niederschreiben der Erscheinung „Prinas“ die letztere wirklich vor sich erscheinen gesehen und Licht angezündet habe, um das Phantom zu vertreiben.² BALL sagt von Reynolds, er habe bis zu 300 Porträts jährlich gemalt und jede Person nur eine halbe Stunde lang fixirt, dann aber sie in einer Hallucination wieder erblickt, ganz so, als ob sie lebte.³ BRIERRE DE BOISMONT erzählt von dem Maler Martina, er habe die Bilder seiner Erfindung wirklich vor sich gesehen. Einmal habe sich Jemand zwischen ihn und den Ausgangspunkt der Hallucination gesetzt und er habe ihn gebeten, sich zu entfernen, weil es ihm unmöglich gewesen, an seinem Bilde weiter zu arbeiten.⁴

Luther hörte die Einwürfe des Teufels, die er am Tage vorher nicht zu widerlegen vermocht hatte.

Cromwell sah einstmals ein riesiges Bild vor sich auftauchen, das ihm zurief, er werde der grösste Mann Englands werden.

Widersprüche. — Abspannung. — Doppeltes Bewusstsein. — Nach Ablauf der Begeisterung verwandelt sich der Mann von Geist in einen gewöhnlichen Menschen, wenn nicht in noch Geringeres. Dann bezeichnet die anders geartete

¹ DILTHEY, Ueber Einbildungskraft der Dichter, 1887.

² LAZZARETTI, l. c., 1880.

³ *Leçons des maladies mentales*, p. 76.

⁴ *Des hallucinations*, 23, p. 6.

Persönlichkeit, oder, wie es in der jetzigen Kunstsprache lautet, das doppelte, oft sogar das gegentheilige Bewusstsein seinen Zustand. „Unsere grössten Dichter,“ sagt DISRAELI, „Shakespeare und Dryden, sind gerade diejenigen, welche die abscheulichsten Verse geliefert haben.“ Von Tintoretto sagte man, er habe bisweilen Carraccio übertroffen, bisweilen aber auch den Tintoretto selbst nicht erreicht.

Man weiss, dass die grössten Tragöden in der Gesellschaft heiterster Laune und bei sich zu Hause unleidlich melancholisch sind. Mit den wahren Komikern ist es umgekehrt.

„Die lustige Geschichte John Gilpins“ wurde von COWPER in der Zeit zwischen zwei Anfällen von Melancholie geschrieben. Die heitere Stimmung war bei ihm die Reaktion gegen die traurige. „Sonderbar,“ sagt er, „meine launigsten Verse habe ich während der trübsten Stimmung und hätte sie vielleicht ohne dieselbe nie geschrieben.“

Zu Abernethy kam eines Tages ein anständiger Mann, der ihn um Rath fragte. Nach gründlicher Untersuchung rieth ihm der berühmte Praktiker: „Sie bedürfen ein wenig Erheiterung. Gehen Sie und hören Sie Grimaldi, Sie werden herzlich lachen, und das ist Ihnen besser, als alle Arzneien.“ „Aber ich bin ja selbst Grimaldi,“ rief der Kranke.¹

Débureau befragte sich wegen seiner Traurigkeit bei einem Errenarzt, der ihm rieth zu — Débureau zu gehen.

Corneille schildert sich bei Gelegenheit der Zusendung seines Bildnisses an Pelisson in folgenden Versen:

En matière d'amour je suis fort inégal,
 J'en écris assez bien et le fais assez mal,
 J'ai la plume féconde et la bouche stérile,
 Bon galant au théâtre et fort mauvais en ville;
 Et l'on peut rarement m'écouter sans ennui
 Que quand je me produis par la bouche d'autrui.

Man könnte die Frage stellen, sagt ZOLA, wie der Geist des Menschen seinen eigenen Ueberzeugungen entgegen sein könne. Wie dem auch sei, so hat doch Balzac sich für einen

¹ SMILES, *Vita e lavoro*, 1886.

richtigen Politiker gehalten. Die Spuren davon finden sich oft genug in seinen Briefen.

Die Widersprüche in Tassos Stil lassen sich, nach OVIDIOS¹ Ansicht, sehr wohl aus des Dichters eigenem Bekenntniss erklären. Sobald der Rausch der Begeisterung verfliegen war, wurden ihm seine eigenen Schöpfungen fremd, er vermochte ihre Schönheit nicht zu schätzen, er kannte sich selbst nicht mehr.

Auch von Klopstock erzählt man, er habe, über den Sinn einiger Stellen im Messias befragt, geantwortet: „Vordem waren wir zwei, die sie verstanden, Gott und ich, jetzt ist es nur noch Gott möglich.“

„Gut oder übel und trotz gewissenhaftester Bemühung um das Gegentheil, war ich dazu ersehen, das zu sein, was ich bin, ein romantischer Protestant gegen den Romanismus, ein Utopist, der in der Politik das „Erde der Erde“ predigt, ein Idealist, der sich umsonst bemüht als Philister zu erscheinen, ein Gewebe von Widersprüchen, das an die Chimäre der Scholastik mit den zwei Naturen erinnert. Eine meiner Hälften müsste eigentlich die andere vernichten, wie das Fabelthier bei Ktesias, das seine eigenen Pfoten frisst, ohne eine Ahnung davon zu haben,“ sagt Renan von sich.² „Wenn zwei so verschiedenartige Menschen in dir stecken,“ sagte A. de Mussets Geliebte, „wie kannst du denn nur den guten vergessen, wenn der böse in dir aufsteigt?“ Musset gesteht selbst, er habe sich zu brutalen Zornesausbrüchen und verächtlicher, mit Liebeswuth abwechselnder Behandlung gegen sie hinreissen lassen. „In übermässiger Aufregung habe ich sie wie eine Gottheit verehrt. — Ich hatte sie misshandelt, zehn Minuten darnach lag ich vor ihr auf den Knien; hörte ich mit Beschuldigungen auf, so bat ich um Verzeihung, verspottete ich sie nicht, so weinte ich.“³

Giordano Bruno, der über sich äussert: „In hilaritate tristis, in tristitia hilaris“ wurde Mönch und wendet sich gegen

¹ *Studi critici*, Napoli 1880, p. 15.

² RENAN, *Souvenirs*, 1883, p. 73.

³ *Confessions d'un enfant du siècle*, p. 218, 251.

die Bilder der Heiligen, erklärt Päpste und Priester für Hanswürste und legt ihr Kleid an.

Leopardi besingt das Landleben und flieht noch an demselben Tage zur Stadt, da er es antreten soll. Er preist den Tod und liebt das Leben so leidenschaftlich, dass er die Aerzte um seine Erhaltung quält.

Albernheiten und Schnitzer. — Das doppelte Bewusstsein, die Vergesslichkeit und der Widerwille gegen Neues, die den Gelehrten so häufig eigen sind, geben uns Aufschluss über wirkliche Albernheiten, die sich in ihre Schriften einschleichen, worauf schon HORAZ mit den Worten anspielt: „Quandoque bonus dormitat Homerus.“

FLAUBERT hat eine ganze Sammlung davon angelegt, die er Aktenstücke in Sachen menschlicher Thorheit (*Dossier de la sottise humaine*) nennt. Es folgen hier einige Beispiele daraus:

„Ich würde es schlimm finden, wenn ein wenig artiges Mädchen vor der Hochzeit mit einem Manne lebte.“ Aus PONSARDS Uebersetzung vom Homer.

„Der Reichthum eines Landes beruht auf dem allgemeinen Wohlstand.“ LOUIS NAPOLEON.¹

„Sie konnte kein Latein, aber sie verstand es sehr gut.“ V. HUGO in *Les Misérables*.

„Die Hunde sind gewöhnlich von zweierlei Farbe, die eine hell, die andere bräunlich, damit man sie, wo sie auch sein mögen, auf den Möbeln wahrnehmen könne, mit deren Farbe man sie sonst verwechseln würde“ . . . „Die Flöhe stürzen sich überall, wo sie sind, auf die weissen Farben. Diesen Naturtrieb haben sie empfangen, damit wir sie leichter erwischen können“ . . . „Die Melone hat von der Natur die Einschnitte erhalten, damit man sie en famille verzehren könne; der Kürbiss ist darum grösser, damit man ihn mit den Nachbarn geniesse“ . . . aus BERNARDIN DE ST. PIERRES *Harmonies de la Nature*.

¹ Vgl. FRITZ REUTERS Wort: „Die grosse Armuth kommt her von der grossen Pauvreté.“ (Uebers.).

„Die hohe Geistlichkeit, der Adel und die hohen Staatsbeamten haben das Vorrecht, die Träger und Wächter der konservativen Wahrheiten zu sein, die Nationen über das Böse und Gute, das Wahre und Falsche im moralischen und geistigen Leben zu unterweisen. Die Anderen haben nicht das Recht, über diese Art Dinge mitzureden. Sie haben die Naturwissenschaften, daran sie sich ergötzen können. Wie dürfen sie sich beklagen?“ — DE MAISTRE, *Soirées de St. Petersbourg*. Achte Unterhaltung. S. 131.

„Der Geschichtsunterricht kann, wie ich glaube, Unzulänglichkeiten und Gefahren für den Lehrer haben. Er hat auch solche für den Schüler.“ DUPANLOUP.

„Ist die Schranke überschritten, so giebt es keine Grenzen mehr.“ PONSARD.

„Ich habe über die Verblendung der Rätthe Franz I. klagen hören, die Columbus zurückwiesen, da er ihnen Indien anbot.“ — MONTESQUIEU, *Esprit des lois* livr. XXI. Ch. XXII. (Franz I. bestieg den Thron 1515, Columbus starb 1506.)

Kurz vor Errichtung des napoleonischen Kaiserreiches schrieb DE MAISTRE in den *Soirées de St. Petersbourg*:

„Es hat niemals eine Herrscherfamilie gegeben, deren plebejischen Ursprung man nachweisen kann. Wenn diese Erscheinung eintrete, so würde eine neue Weltepoche damit beginnen.“

„Dieser Bonaparte ist allerdings ein grosser Schlachten-gewinner, aber darüber hinaus ist der unbedeutendste General fähiger als er. Man glaubte, er habe die Kriegskunst gefördert, und er hat sie in Wirklichkeit auf ihren ersten Anfang zurückgebracht.“ — CHATEAUBRIAND, *De Buonaparte et des Bourbons*.

„Voltaire bedeutet als Philosoph nichts, hat als Kritiker und Geschichtsschreiber keine Autorität, ist als Gelehrter zurückgeblieben.“ — DUPANLOUP, *Haute Education intellectuelle*.

„Der Kramhandel ist als Handelszweig nicht zu verachten. Weit mehr Hochachtung verdient indes die Armee als Institut, das die Ordnung zum Zweck hat. Der Kramhandel

ist nützlich, die Armee ist nothwendig.“ — JULES NORIAC, *Les Nouvelles*.

„Eine gerade Linie, schrieb ARISTOTELES, ist niemals vollkommen. Weder die unbegrenzte ist es, weil, um vollkommen zu sein, sie ganz gerade gezogen werden müsste, noch eine der begrenzten kann es sein, weil es immer noch etwas ausserhalb ihrer giebt.“ Mit anderen Worten, nach ARISTOTELES ist die unbegrenzte Linie nicht vollkommen, weil sie begrenzt ist (was von dem „gerade gezogen“ abhängt), die begrenzte ist nicht vollkommen, weil sie unbegrenzt ist und noch etwas jenseits ihrer liegt.

Excelsior von Longfellow ist ein grammatischer Schnitzer und müsste Excelsius heissen.

Gedenken wir Pascals, der hier ungläubiger als Pyrrhon ist und dort im Ton eines Kirchenvaters schreibt; ferner Voltaire's, der bald an eine Entwicklung¹ glaubt, die den Auf- und Niedergang der Staaten bestimmt, bald an ein Fatum,² das die Welt regiert, bald wieder an eine Vorsehung.³

Hyperästhesie. — Untersuchen wir an der Hand von Autobiographien die physiologischen Verschiedenheiten, welche den Mann von Geist von dem gewöhnlichen Mann unterscheiden, etwas näher, so finden wir, dass sie in einer ungemein krankhaften Empfindlichkeit bestehen.

Der Wilde und der Idiot sind gegen leibliche Schmerzen nur wenig empfindlich; sie haben wenige Leidenschaften und beachten nur diejenigen Empfindungen, die für die Lebensbedürfnisse unumgänglich erforderlich sind. Je höher die Stufe des Geistigen reicht, desto mehr wächst die Empfindlichkeit; bei erhabenen Geistern ist sie am höchsten; sie ist der Ursprung ihrer Triumphe wie ihrer Niederlagen. Sie empfinden, erkennen mit grösserer Lebhaftigkeit, sehen in den Dingen mehr als andere Menschen und halten sie fester; deshalb sind ihre Erinnerungen reichhaltiger, ihre Gedanken ver-

¹ VOLTAIRE, *Introduction à l'Essai sur les moeurs*.

² *Siècle de Louis XIV.*, 1.

³ *Dictionn. philosoph. Art. Climat*.

nünftiger, fruchtbarer. Das unendlich Kleine, die Vorkommnisse, welche dem gewöhnlichen Menschen entgehen, greifen sie auf und bringen sie in hundertfältige Verbindung miteinander; das heisst dann gemeinhin Entdeckung; und doch sind das immer nur binäre und quaternäre Verbindungen von Wahrnehmungen.

HALLER schreibt: „Was bleibt mir ausser der Empfindung, diesem mächtigen Gefühl, das einem von den Eindrücken der Liebe, von den Wunderwerken der Wissenschaft bewegten Gemüth entspringt?“ Noch heut presst mir die Mittheilung einer grossmüthigen Handlung Thränen aus! Diese Empfindsamkeit hat sicherlich meinen Dichtungen einen leidenschaftlichen Reiz verliehen, der bei Anderen sich nicht findet.¹

DIDEROT sagt: Wenn die Natur jemals eine empfindsame Seele gebildet hat, so ist es die meinige. Mehret die empfindsamen Seelen, und gute wie böse Thaten werden zunehmen.²

Als Alfieri zum erstenmal Musik vernahm, empfand er eine Betäubung, ein Zucken in Augen und Ohren. „Er verbrachte mehrere Tage in einer seltsamen, angenehmen Melancholie; es war ein Schäumen phantastischer Vorstellungen, er hätte Verse schreiben können, wenn er es verstanden hätte, und Gefühle äussern, die er selbst nicht kannte.“ Wie Sterne, Rousseau und G. Sand meint er: „Es giebt nichts, was die Seele unwiderstehlicher ergreift, als die Sprache der Musik.“

Urquiza wurde durch den Duft von Rosen ohnmächtig. Musset, Goncourt, Flaubert, Carlyle waren so empfindlich gegen Geräusche, dass der Lärm der Strasse und der Klang der Glocken ihnen unerträglich wurde; sie änderten fortwährend ihre Wohnungen und flohen endlich auf das Land.³

¹ Tagebuch II., 120.

² *Paradoxa*.

³ „Jedes Geräusch“, sagt EDMOND DE GONCOURT in einer Anmerkung zu den Briefen (Paris 1885) seines Bruders, „belästigte ihn so, dass er

Auch Schopenhauer hasste den Lärm.

Baudelaire litt an Hyperosmie, die Kleiderstoffe rochen ihm nach Frauen. Es liess ihn in Belgien nicht bleiben, weil die Bäume dort, seiner Meinung nach, keinen Duft verbreiten.

GUY DE MAUPASSANT sagt von Gustav Flaubert: Von frühester Kindheit machten sich in seinem Wesen zwei Dinge bemerklich, eine grosse Unbefangenheit und die Scheu vor Leibesbewegung. Sein ganzes Leben lang blieb er naiv und ein Stubenhocker. Er konnte nicht leiden, dass sich etwas um ihn bewegte, und er erklärte mit seiner scharfen, sonoren und etwas theatralischen Stimme, das sei nicht philosophisch. „Man kann nur im Sitzen denken und schreiben.“¹

STERNE, der grösste Psychologe unter den Dichtern nach Shakespeare, sagt: „Wenn ich die Geschichte unserer Verfahren lese, weine ich, als wenn ich dabei wäre . . . das Anschauen und die Empfindung sind die einzigen Werkzeuge des Genies. Sie sind die Quelle der köstlichen Eindrücke, die der Freude eine glänzendere Farbe verleihen und die uns Freudenthränen entlocken.“

Man weiss, dass Alfieri und Foscolo öfter Frauen huldigten, die ihrer meist unwürdig waren. Alfieri konnte an dem Tage, wo sein Pferd nicht wieherte, keine Speise zu sich nehmen.

Bekanntlich war es die Schönheit und die Liebe der

„ein Ohr in der Magengrube zu haben“ währte, und dieser Wahn nahm im Fortgang seiner Krankheit so zu, dass er in Verfolgungswahn ausartete — so dass wir uns noch im Oktober nach Trouville begeben mussten. — Während seiner schlaflosen Nächte entwarf er eine traurige Erzählung von einem Manne, den der Lärm überall hin verfolgt; er mietet Wohnungen, kauft Häuser, zieht in den Wald; auch da weckt ihn das Horn des Wildwärters; auch aus dem Innern der Pyramiden wird er durch das Zirpen der Heimchen verscheucht; er tödtet sich und findet auch im Grabe keine Ruhe, — die Grabgesänge lassen ihn nicht schlafen.“ — „Ach, der Lärm, ich kann die Vögel nicht mehr ausstehn. — Schweig' Nachtigall, schlechtes Thier.“

¹ *Etude sur Gustave Flaubert*, Paris 1885.

Fornarina, die Raphaels Pinsel begeisterte, — weniger bekannt ist, daß sie ihn auch zum Dichter machte.¹

Dante und Alfieri waren schon im Alter von 9 Jahren verliebt, Scarron und Byron mit 8, Rousseau mit 11 Jahren. Als der 16 Jahre alte Byron erfuhr, dass die von ihm geliebte Frau sich verheirathen wollte, fiel er fast in Krämpfe. „Ich war dem Ersticken nahe. Das Geschlecht kümmerte mich nicht, und doch war meine Liebe so heftig, dass ich nicht weiss, ob ich später je so innig geliebt habe.“ Byron hatte übrigens einen Krampfanfall, als er Kean spielen sah.

Lorry sah, dass Schriftsteller beim Lesen einer Stelle aus Homer in Ohnmacht fielen.

Der Maler Francia starb vor Glück beim Anblick eines Bildes von Raphael.

Ampère war für Naturschönheit so empfänglich, dass er vor Freude zu sterben meinte beim Erblicken der Küste von Genua. Er hinterliess in einem seiner Manuskripte ein Tagebuch über eine unglückliche Liebe.

Newton war so ergriffen, nachdem er die Lösung einer wichtigen Frage gefunden hatte, dass er nicht weiter arbeiten konnte. Gay-Lussac und Davy tanzten in Pantoffeln im Zimmer umher, nachdem sie eine ihrer Entdeckungen gemacht hatten.

Kurz, die Leidenschaften sind bei den Geistesmächtigen selbst mächtig, bei manchen allerdings verblasst und erloschen, aber nur, weil sie nach und nach dem Ehrgeiz und der wissenschaftlichen Neugier Platz gemacht haben.

¹ Es sind mehrere Gedichte erhalten, unter denen folgendes von zartestem Ausdruck:

Quanto fu dolce il giogo e la catena
De' suoi candidi bracci al col mio volte,
Che sciogliendomi io sento mortal pena;
D'altre cose non dico che son molte,
Che soverchia dolcezza a morte mena.

Weisser Arme Joch und Schlinge,
Die um meinen Hals sie wand.
Weh mir, wer sich unterfinge
Zu zerreißen dieses Band.
Und viel andre süsse Dinge
Sterben mag, wer, sie empfand.

Anstatt der wörtlichen Uebersetzung mögen hier Goethes nicht weniger zarte Verse gegenüberstehen, die ungefähr denselben Gedanken ausdrücken:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen lässt,
Halt das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest!

Diese hochgespannte Reizbarkeit der Männer von Geist finden wir nun auch, wenn auch in geringerem Grade bei den Leuten mit Talent, und sie ist es, die grösstentheils für sie zu wirklichem oder eingebildetem Unglück wird.

„Die köstliche Gabe, das seltene Vorrecht des Genies,“ sagt MANTEGAZZA,¹ zieht eine krankhafte Reaktion bei der leisesten äusseren Störung nach sich; die geringste Zugluft, ein kleiner Stich in den Hundstagen, ein leiser Schauer von frischer Luft wird für diese Sensitiven zum entfaltetem Rosenblatt, dessen Duft den unglücklichen Sybariten am Schlafen hindert.“

La Fontaine dachte möglicherweise an sich selbst, als er die Worte schrieb: „Ein Hauch, ein Schatten, ein Nichts bringt ihnen das Fieber. Was für Andere eine Nadelspitze, wird für sie zu schneidenden Dolchen.“ Als Foscolo von einer seiner Freundinnen eine Spötterei erfuhr, rief er zornig aus: „Sie wollen meinen Tod; soll ich mir zu Ihren Füßen den Kopf zerschmettern?“ und damit rannte er mit vollster Kraft gegen die Kante des Marmorkamines. Einem mitleidigen Nachbar gelang es glücklicherweise noch, ihn an den Schultern zu packen, so dass er zur Erde fiel und mit dem Leben davonkam.

Boileau, Châteaubriand konnten nicht hören, wenn ein Anderer, sogar wenn es ihr Schuhmacher war, gelobt wurde, ohne einen gewissen Widerwillen zu empfinden.

Daher rühren die Aeusserungen krankhafter Eitelkeit, die dem Grössenwahn verwandt ist.

Schopenhauer gerieth in Zorn und weigerte sich, den Leuten, denen er Geld schuldig war, es zu bezahlen, wenn sie seinen Namen mit einem doppelten p geschrieben hatten.

Barthez konnte vor Aerger nicht schlafen, weil beim Druck seines „Génie“ der Accent über dem e nicht richtig war. „Ich wagte nicht, meine Widerlegung von „Newtons Chronologie“ herauszugeben, denn er wäre im stande gewesen, mich umzubringen,“ sagte Whyston (S. ARAGO). — „Man sah, wie Puschkin im Theater zu Moskau die Frau des Generalgouver-

¹ MANTEGAZZA, *Del nervosismo dei grandi uomini*, 1881.

neurs, Gräfin Za., für die er damals glühte, vor Eifersucht in die Schulter biss.“

Wer das seltene Glück hat, in der Gesellschaft von geistvollen Männern zu verkehren, der wird sehr bald bemerken, wie leicht dieselben geneigt sind, die Handlungsweise Anderer übelzunehmen, sich selbst für verfolgt zu halten und überall ernstlichen Grund für nicht endenwollende Leiden und Trübsal herauszufinden. Dazu trägt nicht wenig die Ueberlegenheit ihres Verstandes bei, welcher nicht nur die Eigenschaft besitzt, die Wahrheit unter neuen Gesichtspunkten zu entdecken, sondern auch irrtümliche Vorstellungen zu schaffen, um ihre schmerzlichen Illusionen zu bestätigen.

Es ist allerdings auch wahr, dass ihre geistige Ueberlegenheit sie befähigt, über das Wesen der Dinge andere als die landläufigen Ueberzeugungen zu gewinnen und auszudrücken, die sie dann mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit festhalten und so den Gegensatz und die Kluft zwischen sich und den Anderen vertiefen. Gleichwohl ist ihr Trübsinn und Unglück vorzugsweise aus dem Gesetz des Kräftewechsels herzuleiten, welches auch das Nervensystem beherrscht.

Auf einen übermässigen Verbrauch, auf eine zu grosse Auslösung der Nervenkräfte folgt die Reaktion in Gestalt von Schwäche. Es ist keinem Wesen gestattet, eine gewisse Kraftmenge zu veräussern, ohne von einer anderen Seite dafür büssen zu müssen. Das ist denn auch der Grund dafür, dass die Werke der Männer von Geist so ungleich ausfallen.

Der Trübsinn, die Niedergeschlagenheit, die Aengstlichkeit sind der traurige Kaufpreis für die erhabensten Geistesgaben, wie es der Uteruskatarrh, das Unvermögen, die Rückenmarkdarre für Abusus Veneris und die Magenkrankheiten für die Excesse in Essen und Trinken sind.

Die Milli fällt nach einer ihrer beredten Improvisationen, die mehr werth sind als ein ganzes mittelmässiges Dichteleben, in einen tagelang dauernden Lähmungszustand.

Mahomet verfiel nach der Niederschrift seiner Prophezeiungen in einen Zustand von Betäubung und äusserte ein-

mal gegen Abu-Bekr: „Drei Suren des Korans reichten hin, mein Haar zu bleichen.“

Kurz, ich glaube nicht, dass es jemals auch nur einen grossen Mann gegeben hat, der sogar auf der Höhe seines Glückes sich nicht — und zwar ohne Grund — unglücklich und verfolgt gefühlt und genannt hat, — der nicht während eines Augenblickes diese schmerzlichen Empfindungen gekostet hätte, auf welchen die Melancholie beruht.

Die Sensibilität erleidet bisweilen eine Verkehrung; sie müht sich ab, dreht sich um einen gewissen Punkt und verliert alle anderen aus dem Gesicht. Gewisse Gedankenreihen, bevorzugte Wahrnehmungen gewinnen nach und nach die Kraft eines speciellen Stachels für das Gehirn und öfter sogar für den ganzen Organismus, so dass sie fast über das Leben hinausreichen.

H. Heine, der in seinen Briefen sagt, er könne leichte Dinge nicht begreifen, er, da er blind und gelähmt im Sterben lag und man ihn mahnte, an Gott zu denken, unterbrach sein Todesröcheln mit den Worten: „Gott wird mir verzeihen, es ist ja sein Beruf.“ Diese letzte Ironie setzt einem Leben cynischer Aesthetik, wie unsere Zeit kein zweites kennt, doch wohl die Krone auf.

Aretinos letzte Worte waren, wie man sagt: „Wehrt mir die Ratten ab, ich bin gesalbt (letzte Oelung).“ Der sterbende Rabelais sprach, in seinen Domino gehüllt: „Beati qui in Domino moriuntur.“

Malherbe tadelte, da er im Sterben lag, seinen Krankenschwäger wegen der Sprachfehler; er verwarf den Beistand seines Beichtvaters, weil der Stil des Letzteren ihm missfiel. — Die letzten Worte des Grammatikers Bauhours waren: „Je vais et je va mourir — man kann beides sagen.“

Santenis wurde vor Freude närrisch, als er ein lange vergeblich gesuchtes Wort gefunden hatte.

Foscolo gesteht, er sei sonst zwar sehr rührig, für gewisse Dinge aber ungeschickter, als irgend ein Mann, Weib oder Kind.¹

¹ Briefe V. 3, S. 163.

Man weiss, dass Corneille, Descartes, Virgil, Addison, La Fontaine, Dryden, Manzoni, Newton nicht im Stande waren, öffentlich zu reden.

Poisson meinte, das Leben sei zu nichts weiter gut, als Mathematiker zu schaffen. — D'Alembert und Menage, die gegen den Schmerz einer grausamen Operation sich unempfindlich zeigten, weinten über einen leichten Tadel seitens ihrer Kritiker. — Luc de Lanceval liess sich die Beine amputiren und lachte dazu, konnte aber Geoffroys kritische Bemerkungen nicht ertragen.

Linné, der im Alter von 60 Jahren durch einen Schlagfluss gelähmt und unempfindlich war, wachte aus seiner Schlummersucht auf, als man ihn an sein geliebtes Herbarium trug.¹

Lagny lag im Coma und reagierte auf die stärksten Reizmittel nicht. Als aber Jemand auf den Einfall kam, ihn zu fragen, was das Quadrat von zwölf sei, antwortete er sofort „hundertvierundvierzig“.

Der arabische Grammatiker Sebuyah starb vor Gram darüber, dass der Khalif Harun-al-Raschid über eine grammatische Frage eine von der seinigen abweichende Ansicht hatte.

Es ist hier der Ort zu bemerken, dass bei Männern von Geist, wenigstens bei Gelehrten, oft die Art von Leidenschaft vorkommt, welche WACHDAKOFF² und LETOURNEAU³ „Mania monotypica“ nennen. Derartige Menschen verwenden ihre ganze Lebenszeit auf ein einziges Thema; das erste beste, das sich ihres Hirnes bemächtigte, herrscht darin in unbeschränkter Weise. Bekmann beschäftigte sich während seines ganzen Lebens mit der Pathologie der Nieren, Fresner mit dem Monde, Meyer mit den Ameisen. Das ist wieder etwas, was der Monomanie sehr nahe kommt.

Wegen dieser hochgradigen Empfindlichkeit ist es sehr schwer, Irre und Genies zu etwas zu überreden, oder von

¹ VICQ D'AZIR, *Eloges*, p. 209.

² *Physiol. des génies*, 1875.

³ *Science et matière*, 1879.

etwas abzubringen. Die Wurzeln des Irrthums wie die der Wahrheit stecken in ihnen weit tiefer und sind verzweigter als bei anderen Menschen, denen eine Meinung nicht höher als ein Kleid, als eine Sache der Mode oder der Verhältnisse gilt. Daher auch der geringe Erfolg des Zuredens bei der Behandlung Geisteskranker (des sogenannten *traitement moral*). Zugleich lernen wir aber auch daraus, dass man den Worten grosser Genies nicht allzu blind trauen möge.

Desgleichen können wir uns auch erklären, warum grosse Geister Dinge nicht zu begreifen vermögen, welche dem gewöhnlichsten Verständniss leicht werden, während sie umgekehrt auf Gedanken kommen, die aller Welt absonderlich erscheinen. Der Grund davon beruht eben auf der grösseren Empfindlichkeit, die einer grösseren Originalität der Auffassung entspricht.

In der das Nachsinnen begleitenden Aufregung verzichtet der Gedanke auf die einfachen und leichten Hilfsmittel, die seiner mächtigeren Thatkraft nicht geziemen. Monge löst z. B. die schwierigsten Punkte einer Differenzialrechnung und steht verblüfft vor der Aufgabe, eine Quadratwurzel auszuziehen, was jedem Quartaner gelingt. (ARAGO.)

Ein Freund Lullis entschuldigte den Letzteren fortwährend mit den Worten: „Kümmern Sie sich nicht um ihn, er hat keinen gewöhnlichen Menschenverstand, er ist ganz Genie.“

Noch nach zehn Jahren wusste Flaubert die Kritiken auswendig, die seine Bücher erfahren hatten, und sprach gerührt über das Lob und erbittert über den Tadel derselben. (ZOLA, l. c.)

Parästhesie. — Der Erschöpfung sowohl wie der übermässigen Konzentration der Empfindlichkeit haben wir alle die seltsamen Aeusserungen von anscheinender oder zeitweiser Anästhesie und Analgesie zuzuschreiben, deren wir bei grossen Männern und Irren begegnen. Sokrates hatte eine ~~wahrhafte~~ Photoparästhesie, denn er konnte ungescheut und lange in die Sonne sehen, ohne irgend welches Unbehagen zu empfinden.

Anästhesie. Goncourt, Flaubert, Darwin waren taub für Musik (musikalischer Daltonismus).

Amnesie. — Eine andere Eigenschaft des Genies ist die Zerstretheit. — Man erzählt, Newton habe einmal seine Pfeife mit dem Finger einer seiner neben ihm sitzenden Nichten gestopft. Wenn er etwas zu suchen ging, so kam er immer ohne den Gegenstand in das Zimmer zurück. (Brewster, Life 1856).

Wenn Lulli beim Dirigiren den Takt schlug, so war er so abwesend, dass er sich die Finger verwundete, — woran er auch gestorben sein soll.

Als Rossini die erste Aufführung des „Barbier“ dirigirte, womit er Fiasko machte, merkte er nicht eher, dass ihn Publikum und Orchester verlassen hatten, als am Schlusse des Aktes. Rouelle trug gewöhnlich seine Ideen sehr weitläufig vor und setzte dann, wenn er alles vorgetragen hatte, hinzu: „Das ist aber mein Geheimniss, das ich gegen Niemand verrathe.“ Oft stand einer seiner Schüler auf und flüsterte ihm das ins Ohr, was er soeben gesagt hatte; dann glaubte Rouelle, der Schüler habe sein Geheimniss durch eigenen Scharfsinn entdeckt und bat ihn, nicht weiter zu sagen, was er selbst soeben vor 400 Ohren hatte hören lassen. — Eines Tages, da er ein zu seinem Vortrag gehöriges Experiment allein anstellte, sagte er zu seinen Zuhörern: „Sie sehen, meine Herren, diesen Kessel auf diesem Kohlenbecken? Wenn ich nur einen Augenblick mit Umrühren aufhörte, so würde eine Explosion erfolgen und wir samt und sonders in die Luft fliegen.“ Während dieser Worte vergass er umzurühren, und sein Vorhersagen erfüllte sich, die Explosion geschah unter fürchterlichem Gekrach, die Fensterscheiben des Laboratoriums zersprangen und im nächsten Augenblick waren die 200 Zuhörer im Garten. (*Revue scientifique*, 1888.)

Sir Everard Home erzählt von sich, er habe einmal plötzlich das Gedächtniss während einer halben Stunde dermaassen verloren, dass es ihm unmöglich gewesen, das Haus und die Strasse, in der er sich befunden habe, zu erkennen; sogar den

Namen der Strasse, die man ihm nannte, hat er zum erstenmal zu hören geglaubt.¹

Ampère sann über ein Problem nach, während er einen Ritt aufs Land machte. Auf halbem Wege stieg er ab, führte das Pferd am Zügel, und es ging ihm durch, ohne dass er es merkte. Erst nach der Ankunft bei seinen Freunden wurde sein Missgeschick aufgeklärt.

Babinet miethet eine Wohnung auf dem Lande, bezahlt sie und kann sich bei der Rückkehr in die Stadt weder auf den Namen der ersteren, noch auf den des Bahnhofes, von welchem er abgereist war, besinnen.²

Buffon ist in Gedanken vertieft, ersteigt einen Glockenthurm und klettert an den Seilen wieder herab, ohne zu wissen, was er thut, wie ein Nachtwandler.

Wenn Mozart das Fleisch theilte, so schnitt er sich dabei so oft in die an das Klavier gewöhnten Finger, dass er das Geschäft Anderen überlassen musste.

Der Bischof Münster findet an der Thür zu seinem Vorzimmer den Vermerk „Der Hausherr ist ausgegangen“; er bleibt ruhig stehen und wartet auf seine eigene Rückkehr.³

Toucherel vergass einmal seinen eigenen Namen.⁴

Beethoven liess öfter bei seinen Spaziergängen seine Kleider im Walde liegen, oft ging er auch im blossen Kopfe aus. Einmal wurde er sogar in solchem Zustande in Neustadt verhaftet und als Landstreicher eingesteckt. Hätte ihn nicht sein Theaterdirektor aus dem Gefängniss befreit, so hätte er lange darin sitzen können, da Niemand seinen Betheuerungen, dass er Beethoven sei, Glauben schenken wollte.

Gioia arbeitet an einem Artikel für sein Journal und schreibt in seinem Eifer ein Kapitel auf seinen Bureautisch.

Der Abbé Beccaria ist während des Messelesens in Gedanken bei seinen Experimenten und ruft die Worte: „Itel experientia facta est!“

¹ MOREAU, I. c.

² MICHELS, *Le monde du comique*, 1886.

³ RÉVEILLÉ-PARISE, I. c.

⁴ ARAGO III.

Der h. Dominico wohnt einem fürstlichen Mahle bei, schlägt plötzlich auf den Tisch und ruft: „Conclusum est contra Manicheos.“

Man erzählt von einem grossen Mathematiker, er habe einmal auf die Rückwand eines Wagens eine Formel, die ihn beschäftigte, geschrieben und sei dem Wagen nachgestürzt, als dieser sich in Bewegung setzte.¹

Diderot miethete Wagen, die er vor der Thür stehen liess und vergass, so dass er unnützerweise den Kutscher für den ganzen Tag bezahlen musste. Oft vergass er die Stunden, Tage und Monate,² sogar die Personen, mit denen er eine Unterhaltung begonnen hatte und hielt dann vor ihnen wahrhaftige Monologe nach Art der Somnambulen.

Originalität. — HAGEN sieht in der Originalität die Eigenschaft, welche das Genie von dem Talent scharf unterscheidet.³ Er hat vollkommen recht. — JÜRGEN-MEYER⁴ schreibt: „Die Begeisterung des Talentos giebt das Festgestellte wieder, die des Genies schafft Neues. Jenes wiederholt, dieses erfindet und erschafft. Das Talent gleicht dem Schützen, der auf ein schwer zu erreichendes Ziel anlegt, das Genie zielt auf etwas, das Niemand bemerkt.“

Selbstverständlich liegt das Neue nicht in den Dingen, sondern in dem Anstoss, den sie erhalten.

Die Neuheit und die Grösse in der Auffassung sind die beiden Hauptkennzeichen für das Genie, nach BETTINELLI. „Die Dichter nannten sich deshalb Troubadoure“ (vom Provenz. trobar, finden).

Schon Cardanus hatte an den Unterricht der Taubstummen gedacht, lange vor Harriot, und hat die Verwendbarkeit der Algebra für die Geometrie und die geometrischen Konstruktionen vor Descartes eingesehen. Giordano Bruno ahnte schon die modernen Theorien über den Weltenbau und den Ursprung der Wesen.

¹ PEREZ, *L'enfant de trois à six ans*, 1886.

² SCHERER, *Diderot*, 1880.

³ Verwandtschaft der Genies mit dem Irrsein, 1877.

⁴ l. c.

Cola di Rienzi hatte schon 400 Jahre vor Cavour und Mazzini die Einheit Italiens mit Rom als Hauptstadt im Sinne. — Stoppani erkennt an, dass Dantes geologische Theorie über die Bildung der Meere in allen Punkten unseren heutigen Anschauungen entspricht.

Das Genie ahnt fast alle Dinge, bevor man sie genau kennt. Goethe beschrieb Italien sehr gut, bevor er es bereiste.¹

Und gerade um dieser Anschauung willen, die der gemeinen Beobachtung immer vorausgeht, ferner darum, weil das in höheren Regionen sich verlierende Genie der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sich entwöhnt, finden wir, dass die Männer von Geist meist missachtet und verkannt werden. Das Volk begreift die zwischenliegenden Stufen nicht, die zu ihren Schöpfungen geführt haben, aber es erkennt die Entfernung, die ihre Anschauungen von den gewohnten Anschauungen der Menge trennt, es bemerkt auch die Sonderbarkeiten in ihrem Lebenswandel. Man erinnert sich des Missfallens, mit welchem Rossinis „Barbier von Sevilla“ und Beethovens „Fidelio“ empfangen wurden. Boito („Mephisto“) und Wagner („Lohengrin“) wurden in Mailand ausgepiffen. Wie viele Akademiker haben mitleidig über den armen Marzolo die Achseln gezuckt, der in Wirklichkeit eine neue Welt für die Sprachwissenschaft entdeckt hat! Bolyay, der die vierte Dimension und die nicht-euklidische Geometrie fand, hat man den Geometer für Narren genannt und ihn mit dem Müller verglichen, der Mehl aus Sand machen will. Allbekannt ist, wie Columbus, Fulton, Papin, und zu unserer Zeit Piatti, Praga, Abel und sogar Schliemann behandelt wurden, der Ilium an einer Stelle fand, wo es Niemand vermuthet hatte, und der es unter dem weithin schallenden Gelächter der Gelehrten und Akademiker trotzdem aufdeckte.

„Keine einzige liberale Idee,“ sagt FLAUBERT, „keine gerechte Sache, über die man nicht gekreischt, kein grosser

¹ Anm. des Uebers.: SCHILLER im Tell Land und Leute der Schweiz, ohne je dort gewesen zu sein.

Mann, den man nicht mit faulen Aepfeln beworfen oder mit Messerstichen bedroht hätte! — Geschichte des menschlichen Geistes Geschichte menschlicher Dummheit! wie Voltaire sagt.“

Bei der Verfolgung der Männer von Geist gebärdet sich Niemand feindlicher und verbissener als die Herren Akademiker, die, mit der Waffe des Talentos und dem Stachel der Eitelkeit versehen, den Vorzug der Autorität für sich haben, welche ihnen der gemeine Mann und die Regierungen verleihen, die auch grösstentheils aus gewöhnlichen Köpfen bestehen. — Es giebt Länder, wo das Niveau des Gemeinen sehr weit hinaufreicht und wo die Insassen nicht bloss das Genie, sondern sogar schon das Talent hassen. Es ist eine bekannte Sache, dass aus zwei italienischen Universitätsstädten die Männer auswandern mussten, welche den einzigen Ruhm derselben ausmachten.

Originalität findet sich ziemlich häufig — freilich fast immer ohne Zweck — in den Handlungen der Irren, wie wir im folgenden sehen werden. Besonders ist das bei den Litteraten der Fall. Ihre Ahnungen streifen mitunter bis an das Genie. Bernardi versuchte im Irrenhause zu Florenz im Jahre 1529 nachzuweisen, dass die Affen eine ihnen eigene Sprache besitzen (DELEPIERRE. *Hist. littéraire des fous*. Paris 1860).

Genie und Wahnsinn leiden um dieser unseligen Gabe willen an der Unkenntniss der Bedürfnisse des praktischen Lebens, die ihnen stets unwichtiger als ihre Träumereien erscheinen, und diese Unkenntniss ist um so trauriger für sie, da sie unregelmässige Lebensgewohnheiten zur Schau tragen.

Besondere Wortbildung. — Die Originalität bewirkt bei dem Genie wie bei dem Irren, dass er Worte erfindet, die nur sein eigenes Gepräge tragen und eine nur ihm, aber allen anderen Menschen nicht, verständliche Wichtigkeit und Bedeutung haben. Dahin gehören Vicos dignità, Carraras Individuità, Alfieris Odio serrato, Marzolos albero epogonico, Dantes Immiarsi, Intuarsi und Entomata.¹

¹ dignità = Würde, individuità = Untheilbarkeit, odio serrato = verborgener Hass, albero epogonico = Stammbaum (?), Immiarsi = ein anderes Ich werden, intuarsi = in dich eindringen, entomata = Insekten.

Drittes Kapitel.

**Abortivformen von Neurosen und Geistesstörungen
bei den Männern von Geist.**

Durch die vorangegangenen Betrachtungen sind wir nun in der Lage, uns über die Neurosen und Geistesstörungen, die als Abortivformen bei genialen, selbst nicht gestörten Menschen häufig vorkommen, aber den Keim zu solchen Krankheiten enthalten, — zu äussern.

Veitstanz — Fallsucht. — Viele bedeutende Männer, wie auch Irre, leiden an seltsamen Verzerrungen, d. i. choreaähnlichen Krämpfen. Lenau und Montesquieu hinterliessen auf dem Fussboden ihrer Zimmer Eindrücke infolge der krampfhaften Bewegungen ihrer Füsse während des Arbeitens, Buffon, Santeuil, Crébillon, Lombardini¹ litten an befremdlichen Gesichtsverzerrungen, Chateaubriand lange Zeit an Krampf im Arme. Napoleon hatte habituellen Krampf in der linken Schulter und in den Lippen. Mein Zorn, sagte er einst nach einem Zwist mit Hudson Lowe, muss sehr arg gewesen sein, denn ich fühlte meine Waden zittern, was mir lange nicht begegnet ist. Peter d. Gr. litt an einem Krampf, der sein Gesicht und Aussehen schrecklich entstellte.

Carduccis Gesicht glich bei Gelegenheit einem Sturm-
wetter, Blitze zuckten aus den Augen, die Muskeln zuckten.²

Ampère konnte seine Gedanken nur im Gehen äussern, sein ganzer Körper war dann in beständiger Bewegung.³

Sokrates tanzte und sprang oft auf der Strasse ohne Grund.

Julius Caesar, der Apostel Paulus, Petrarca, Karl V., Molière, Händel, Flaubert, Dostojewsky haben bekanntlich an epileptischen Anfällen gelitten.

¹ RÉVEILLÉ-PARISE, *Physiol. et Hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit*, Paris 1856. — Auch der sonst sehr hässliche Johnson (vgl. MACAULAY); ferner Ribot.

² MANTEGAZZA, *Fisionomia e mimica*, Firenze 1881.

³ ARAGO II. 82.

Zweimal hätte die epileptische Bewusstlosigkeit auf dem Schlachtfelde für Caesar verhängnissvoll werden können. Ein anderes Mal, als der Senat ihm ausserordentliche Ehrenbezeugungen zudedacht hatte und mit den Konsuln und Prätores ihm entgegenging, fand man Caesar auf der Rednerbühne, dieser aber stand nicht vor ihnen auf, als wären sie einfache Privatleute. Sehr unzufrieden entfernten sie sich. Caesar aber besinnt sich plötzlich, kehrt nach Hause zurück, wirft die Kleider ab, entblösst seinen Hals und ruft, er sei bereit, man solle ihn niederstossen, wer es auch sei. Er entschuldigte sich danach vor dem Senat mit seiner Krankheit; die mit solcher behaftet wären, seien nicht im stande, aufrecht stehend öffentlich zu sprechen; sie empfänden Stösse und Schwindel, und das Bewusstsein schwände ihnen gänzlich.¹

Molière war oft durch Krämpfe 14 Tage lang am Arbeiten gehindert. Mahomet bekam Visionen nach einem epileptischen Anfall. „Ein Engel erscheint mir oft in menschlicher Gestalt und spricht mit mir. Oft höre ich Schreien von Katzen, Kaninchen, Glockenläuten; dann leide ich sehr.“ Nach solchen Erscheinungen war er tiefraurig und heulte wie ein junges Kamel.

Peter d. Gr. und sein Sohn Alexius waren epileptisch.

Dass auch während des Schaffens der Kunst die Gedanken häufig ausbleiben und Erinnerungslücken entstehen, wie bei Epileptischen, ist oben erwähnt.

Paganini, Moreau, Musset, Alfieri litten an Konvulsionen, Paganini sogar an Katalapsie,² Pascal bis zu seinem 24. Lebensjahre an tagelang anhaltenden Krämpfen.

Händel hatte Wuthanfalle (iracundia epileptica), Newton und Swift Schwindel, der bekanntlich zur Epilepsie in naher Beziehung steht.

Richelieu glaubte während eines Anfalles in ein Pferd verwandelt zu sein, wieherte und sprang um ein Billard herum, hatte aber alles vergessen, als er zu sich kam, ein sicheres Zeichen dafür, dass es ein epileptischer Anfall gewesen.³

¹ PLUTARCH, Leben u. s. w.

² RADESTOCK.

³ MOREAU, l. c. p. 523.

MAUDSLEY hat beobachtet, dass die Epileptischen häufig Patriarchen und Propheten zu sein wähnen. Er meint, dass sie, im Wahne, ihre Hallucinationen seien göttliche Offenbarungen, zur Stiftung von Religionsgesellschaften vieles beigetragen haben.

Anna Lee, die Stifterin der Sekte der Zitterer, war epileptisch; sie sah Jesus Christus ihr erscheinen als Körper und Geist. Die Vision des Apostels Paulus, die ihn bekehrte, scheint auf demselben Grunde zu beruhen.

Die Schamanen in Sibirien, die dortigen Aerzte, die mit den Geistern zu verkehren behaupten, verfahren in einem Zustande krampfhafter Aufregung und wählen ihre Schüler vorzugsweise unter den Kindern von Epileptischen.¹

Melancholie. — Man weiss, dass Schwermuth eine den meisten Den kern zukommende Eigenschaft ist und auf ihrer grossen Hyperästhesie beruht. Es ist das nun sprichwörtlich geworden, die grössere Empfindlichkeit für Schmerz ist die Dornenkrone des Genius. — Schon ARISTOTELES sagt und JÜRGEN MEYER nach ihm, die grossen Geister haben sämtlich ein melancholisches Temperament. — „*Tristes philosophi et severi*“ sagt VARRO.

Goethe, der kalte Goethe, gesteht von sich, „mein Charakter schwankt von äusserster Freude zu äusserstem Trübsinn“, ferner: „jeder Zuwachs von Wissen ist ein Zuwachs an Trauer.“ — Nach HAGENS Mittheilung habe er sich nicht erinnert, mehr als vier angenehme Wochen in seinem ganzen Leben genossen zu haben.

„Ich bin nicht dazu angethan, zu geniessen,“ schrieb Flaubert.²

Giusti stand unter dem Einfluss einer Hypochondrie, die bis zum Wahnsinn gedieh, oft glaubte er an Hundswuth zu leiden, — er sei unterleibskrank; oft wiederholte er die Worte: „Was man bei mir für Lachen hält, ist nichts als Traurigkeit.“

CORRADI³ hat gezeigt, dass Leopardis ganzes Unglück

¹ MAUDSLEY, *Physiol. et Pathol. de l'esprit* I, 472.

² *Correspondance*, p. 119, 1887.

³ *Memorie dell' Istituto Lombardo*, 1878.

ebenso wie seine Philosophie einer übertriebenen Empfindlichkeit und einer unglücklichen Liebe aus seinem 18. Lebensjahre entstamme. Seine Philosophie ist auch wirklich mehr oder weniger düster, je nach seinem Gesundheitszustande, bis die Neigung dazu ihm zur Gewohnheit ward. „Das Denken hat mir schon längst so viel Qualen verursacht und verursacht sie mir noch immer, dass ich dagegen ein offenkundiges Vorurtheil gewonnen habe und dass ich daran zu Grunde gehen werde, wenn ich meine Art, zu sein, nicht ändere.“¹

Die Liste der berühmten Männer, die mit Selbstmord geendet haben, ist ungeheuer lang. Sie beginnt mit Zeno, (Aristoteles?), Hegesippus, Cleontes, Stilpo, Dionysius von Heraklea, Lukrez, Lukanus, und geht weiter mit Chatterton, Creech, Blount, Haydon, David. Domenichino wurde zum Selbstmord durch die Verachtung seitens eines Nebenbuhlers getrieben, Spagnoletti infolge der Entführung seiner Tochter, Nourrit durch Duprés Erfolge, Gros, weil er den Verfall seines Genius nicht überleben wollte.

Robert, Châteaubriand, Rousseau, Lamartine machten zu mehreren Malen ernstliche Selbstmordversuche.² Man liest in den Briefen von Benj. Constant: „Hätte ich mein Opium zur Hand gehabt, so wäre das der Augenblick gewesen, um einer übertriebenen Liebesregung im Verdruss ein Ende zu machen.“³

Dupuytren und Cooper hatten Selbstmordgedanken, sogar noch auf der Höhe ihres Ruhmes. Cooper sagte zu einem Freunde, dem er die Obstbäume seines Gartens zeigte: „Ja, sie sind schön, aber kein einziger darunter, der mich nicht gereizt hätte, mich daran aufzuhängen.“ — Nur einige vertraute Freunde retteten Pariset und Cavour vom Selbstmord. Cavour war zweimal daran, sich umzubringen.

¹ *Lettere a Giordani*, Agosto 1817.

² In Italien kommen 619 Selbstmorde auf 1 Million Schriftsteller, 356,3 auf den Lehrstand, weit mehr als in anderen Berufsarten. Kaufleute geben 272, Lastträger 36, Industrielle 80, Geistliche 53. — MORSELLI, *Del suicidio*, Milano 1879. — LEGOJT, *Le suicide*, 1881.

³ BRIERRE DE BOISMONT, l. c., p. 265.

Lessmann,¹ der das Tagebuch eines Melancholischen schrieb, endete 1835 sein Leben in einem Anfall von Melancholie.

Gleicherweise starben der Verfasser des Masaniello, Fischer, Raymund, Enlt von Burg, Welthum, Göhring, Kuh, Mendelssohns Freund, Giul. Uberti, Tannahil, Kleist, der sich mit seiner Geliebten erschoss, und Maylath, der sich mit seiner Schwester, der er sein Buch über Selbstmord gewidmet, ertränkte.

George Sand, die doch sonst nicht nervös war, erklärt, dass sie — „sei es, weil die Galle sie melancholisch oder die Melancholie sie gallig gemacht“ — in den glücklichen Momenten ihres Lebens von einer Sehnsucht nach Ruhe bis zum Selbstmorde ergriffen worden sei. Das rührte, ihrer Meinung nach, von einer Leberkrankheit aus früher Jugend her, woran man, wie an einen zurückgebliebenen Reisegefährten, nicht gedacht hat, der sich aber plötzlich wieder einfindet.“ „Diese Versuchung war so sonderbar, dass ich sagen kann, es war eine Art von Wahnsinn, der mich befallen, der die Form einer fixen Idee annahm und an Verrücktheit streifte. Sie tauchte nämlich insbesondere auf beim Anblick von Wasser, Abgründen, Phiolen.“

G. SAND erzählt ferner, auch Gust. Planche habe aus mysteriösen, ihr und ihm selbst unbekanntem Gründen, wahrscheinlich infolge eines Organleidens, eine auffallend melancholische Gemüthsstimmung gehabt.

Rossini wurde um 1848 von tiefer Bekümmerniss infolge eines Hauskaufes befallen, bei dem er einen kleinen Verlust erlitt. Er wurde so schwermüthig, dass er sich in den Kopf setzte, er sei so arm, dass er betteln gehen müsse. Er glaubte, schwachsinnig geworden zu sein, konnte wirklich nicht mehr komponiren und selbst von Musik nicht sprechen hören. Unter Dr. SANSONES Behandlung in Ancona wurde er dem Ruhme und seinen Freunden wiedergegeben.

Der grosse Maler v. Leyden hielt sich für vergiftet und stand die letzten Jahre seines Lebens nicht mehr aus dem Bette auf.

¹ Lessmann, humoristischer Schriftsteller, erhängte sich unterwegs auf einer Fussreise von Berlin nach Wittenberg. (Uebers.)

Mozart war davon überzeugt, dass die Italiener ihn vergiften wollten.¹

Molière hatte häufig Anfälle von Melancholie.²

Voltaire war hypochondrisch.³ „Was meinen Körper betrifft, so stirbt der ab... Ich habe die Wassersucht in Aussicht. Ich sah wohl nicht so aus, aber Sie wissen, es giebt nichts Vertrockneteres als einen Wassersüchtigen. Krankheiten, grausamer als die Könige, verfolgen mich. Es fehlen mir nur noch die Aerzte, um mich fertig zu machen.“ — „Alles das (Reisen, Vergnügungen) hindert nicht, dass er sich nicht für todt oder sterbend hält und dass er sich nicht sehr ärgert, wenn man ihm zu versichern wagt, er sei noch voller Kraft und Leben.“⁴

Chopin war während seiner letzten Lebensjahre von einem Trübsinn befallen, der an Lypemanie grenzte; ein verlassenes Kloster in Spanien erfüllte seine Phantasie mit grausigen Bildern. Eines Tages kamen G. Sand und sein Sohn etwas später von einem Spaziergang zurück. Chopin fängt an zu faseln und glaubt im Ernst, sie seien todt, er hält sich selbst für todt, für ertrunken in einem See, wo eisige Wassertropfen auf seine Brust fallen. Es waren wirkliche Regentropfen, die durch das schadhafte Dach herabfielen. Aber Chopin wurde es selbst nicht gewahr, als G. Sand ihn darauf aufmerksam machte. Sonderbar, ein grosses wirkliches Unglück beschäftigte ihn weniger als eine kleine Widerwärtigkeit. Ein geknicktes Blatt, eine Fliege konnten ihn zum Weinen bringen.

Zimmermann fürchtete bald Hungers sterben zu müssen, bald verhaftet zu werden, und starb wirklich infolge freiwilligen Verhungerns.

Cavour fühlte sich von Kindheit an verlassen und einsam, ohne Liebe und ohne Freunde, er erblickte kein Ideal vor sich, nach dem er streben könne.⁵ Sein Zustand verschlimmerte

¹ Saliéri, Komponist, glaubte Mozart vergiftet zu haben. (Uebers.)

² HAGEN, Verwandtschaft u. s. w. 1877.

³ ROGER, *Voltaire malade*, 1883.

⁴ GRIMM.

⁵ BERTI, *Cavour avantiù*, 1848, S. 154.

sich derartig, dass er seinem Leben ein Ende machen wollte, um nicht in grösseres Unglück zu verfallen und ein reizloses Leben zu führen. Er zögerte nur, weil er im Selbstmord eine unsittliche Handlung sah. „Aber während dieses Zweifelns ist es noch das beste, es wie Hamlet zu machen. Ich werde mich nicht umbringen, nein, ich werde mich mit feurigem Gebet an den Himmel wenden, er möge mir eine tüchtige Lungenentzündung zuschicken, die mich in die andere Welt befördere.“ Im zartesten Alter überliess er sich bisweilen seltsamen Ausbrüchen von Uebellaune. — Einmal gerieth er im Schloss Diluzers zu Balangero bei einer Aufforderung zum Lernen in eine solche Wuth, dass er ein Messer ergriff, um sich zu tödten und sich zum Fenster hinauszustürzen. Diese Wuthanfälle traten zwar sehr oft, aber nur für kurze Zeit ein.¹

Als die Hoffnung auf Krieg, welche die Worte Napoleons III. gegen Baron Hübner erregt hatten, plötzlich einer friedlicheren Gesinnung beim Kaiser Platz zu machen schien, wurde Cavour in eine derartige Aufregung versetzt, dass man das Aergste für ihn befürchten musste. Die Sache wird von CASTELLI bestätigt: „Minghetti, Oudinot und Farini kommen bestürzt zu mir und sagen: Lauf schleunigst zu Cavour, wir fürchten, er begeht einen verzweifelten Streich.“ Der Graf war in seinem Zimmer allein. Er hatte Papiere verbrannt und befohlen, Niemand vorzulassen. Die Gefahr war offenbar. Castelli richtete ein paar Worte an den Grafen, der ihn stumm fixirte, nur ein paar ruhige Worte, die ihn aber doch zu rühren vermochten, und, von Rührung überwältigt, fing er an zu weinen. Cavour stand auf, umarmte ihn krampfhaft und ging wie abwesend einige Schritte im Zimmer auf und ab. Endlich sprach er langsam: Seid ruhig, wir trotzen allem und immer Alle zusammen. Castelli beeilte sich, die Freunde zu beruhigen. Die Gefahr war sehr ernst gewesen.

Châteaubriand erzählt in seinen *Mémoires d'outre-tombe*, er habe in seiner Jugend einmal eine alte, abgenutzte Flinte, deren Hahn bisweilen zurückschnappte, mit drei Kugeln ge-

¹ MAYOR, *Archivio di Psichiatria*, Vol. IV.

laden, aufgezogen, das Rohr in den Mund gesteckt und den Kolben gegen den Fussboden gestossen. Die Dazwischenkunft eines Wächters hinderte sein Vorhaben.

Niemals befand sich Gérard de Nerval in begeisterterem Zustande, als in den Augenblicken, wo, wie ALEX. DUMAS es ausdrückt, die Melancholie seine Muse ward. Es war unmöglich, die Thränen zurückzuhalten, denn niemals haben Werther — es ist noch immer DUMAS, der spricht — niemals René oder Antony herzerreissendere Klagen, schmerzlichere Seufzer, zärtlichere Worte, poetischere Klänge ertönen lassen.

J. Stuart Mill¹ wurde im Herbst 1826, im Alter von 20 Jahren, von kurzen Spleenanfällen heimgesucht, die er nicht besser als durch folgende Verse von COLERIDGE zu schildern vermag:

Ein Schmerz ohne Angst, leer, taub, düster,
Ein tiefer, erstickter, stiller Schmerz, der
Keinen natürlichen Ausweg — keinen Trost in Worten,
In Seufzern oder Thränen findet.

Ich führe diese Verse um so lieber an, da sie durch ihren kräftigen Ausdruck zeigen, was Coleridge unter demselben gelitten haben muss.

Auf jenen Zustand folgte ein anderer, in welchem Mill sich berufen glaubte, die Welt reformiren zu müssen. Unter andern humanitären Besorgnissen fürchtete er die Erschöpfung der musikalischen Accorde:

„Die Oktave besteht aus ganzen und halben Tönen, die nur wenige Verbindungen eingehen können, von denen wieder nur einige schön sind. Die meisten dieser Verbindungen sind schon entdeckt worden. Es dürfte sich daher ereignen, dass die Menschheit nie einen zweiten Mozart oder Weber erstehen sieht, der wie sie neue Adern von unermesslichem Reichthum in musikalischen Wirkungen aufschliesst.“

Diese Besorgniss hat starke Aehnlichkeit mit der Befürchtung der Philosophen der Laputa, die Sonne werde sich endlich aufzehren.

¹ Mill, *Mes Mémoires*, p. 129, Alcan, Paris.

Grössenwahn. — Wie stets, wechselt der Grössenwahn mit melancholischen Zuständen ab.

RENAN sagt in seinem Leben Jesu (*Vie de Jésus*. Paris 1880): „Sohn Davids nannte er sich zuerst, wahrscheinlich nicht im Sinne der naiven Fälschungen, mit denen man diesen Titel begründen wollte. Die Familie Davids war ja längst erloschen, weder die Asmonäer aus dem Priesterstamme, noch Herodes, noch die Römer dachten je daran, dass sich unter ihnen irgend ein Mitglied der alten Dynastie befinde.“

Später glaubte er Gottes Sohn zu sein. „Sein Vater hat ihm alle Macht gegeben; die Natur gehorcht ihm. Er vergiebt die Sünden; er ist mehr als David, Abraham, Salomon, die Propheten.“

„Offenbar genügte ihm der Titel Rabbi, mit dem er zuerst sich begnügt hatte, nicht mehr, selbst der Ausdruck Prophet, Gesandter Gottes, entspricht seiner Vorstellung nicht mehr. Die Stellung, die er sich gab, war die eines höheren Wesens.“ Er erklärte, gekommen zu sein, um die Blinden sehend, die zu sehen Glaubenden blind zu machen. Einmal entschlüpfte ihm in seinem Missfallen am Tempel das Wort: „Diesen von Menschenhand gebauten Tempel könnte ich, wenn ich wollte, zerstören und in drei Tagen einen anderen Tempel errichten, der nicht von Menschenhand erbaut ist.“ „Die Königin von Saba wird am Tage des Gerichtes wider die Menschen dieser Zeit aufstehen und sie verdammen, da sie von den Enden der Welt gekommen, um die Weisheit Salomons zu vernehmen. Hier ist mehr als Salomon. Die von Ninive werden am Tage des Gerichtes wider die Kinder dieser Zeit aufstehen und sie verdammen, da sie auf Jonä Predigt bereuten. Nun, hier ist mehr denn Jonas.“

Dantes gleichwohl berechtigter Stolz ist sprichwörtlich geworden. Man weiss, dass er sich als sechsten in der Reihe der grossen Dichter hinstellte und sich für grösser als seine Zeitgenossen bezüglich seines Stils und für gottbegnadet erklärte.

„... e forse è nato

Chi l' uno e l'altro caccierà di nido ...

... perchè tanta

Grazia in te luce prima che sii morto ...“

DUMAS hat recht, wenn er von Victor Hugo sagt, er sei von der fixen Idee beherrscht gewesen, der grösste Dichter, der grösste Mensch aller Länder und Zeiten zu sein. Das erkläre das ganze Leben und alle Wandlungen V. Hugos, der, erst Katholik und Monarchist, sich später frei gemacht habe. Er gab nicht zu, dass man ihn unter Regierungs- und Kultusformen zwingen könne, wo er nicht alles sagen dürfe, was er wolle, und meint so der erste zu sein. Napoleons Ruhm blendete ihn eine Zeitlang, aber es kam die Zeit, wo Victor es nicht mehr ertrug, dass Jemand gleichen Ruhm wie er selbst besitze. Der grosse Feldherr muss vor dem grossen Dichter zurückstehen, der Riese der That vor dem Riesen des Gedankens verschwinden. Ist Homer nicht grösser als Achill? Endlich kommt Victor Hugo dahin, sich für erhaben über alle menschlichen Wesen zu dünken. Er sagt zwar nicht, der Genius bin ich, aber er fängt an, fest daran zu glauben, die Welt werde es sagen.

Seine Figuren sind nicht aus dem wirklichen Leben gegriffen, noch haben sie die Grössenverhältnisse von Menschen, sie schweben immer darüber oder darunter, sie gehen immer wider den Strich, um nicht zu sagen rücklings. Das rührt ohne Zweifel daher, dass ihm die Natur ganz anders erscheint als anderen Menschen. Sein Auge vergrössert alles, Kräuter sehen ihm wie Bäume, Insekten wie Adler aus.

Hegel fing eine Vorlesung folgendermaassen an: „Ich kann mit Christus sagen, ich lehre nicht bloss die Wahrheit, sondern ich bin selbst die Wahrheit.“⁴¹ Er glaubte an seine Göttlichkeit.

„Der Mensch ist das eitelste der Thiere und der Dichter der eitelste der Menschen,“ schrieb HEINE, der sich darauf verstand, und in einem anderen Briefe: „Vergesst nicht, dass ich Dichter und als solcher überzeugt davon bin, dass die Menschen alles stehen und liegen lassen, um meine Verse zu lesen.“

„Alle Welt weiss,“ sagt G. SAND von ihrem Freunde Balzac, „wie sehr er vom Bewusstsein seiner Grösse erfüllt war, wie gern er über seine Werke sprach und daraus vortrug.

Arglos, wie er war, fragte er Kinder um ihren Rath, wartete aber die Antwort nie ab, oder benutzte sie, um sie mit der ganzen Schärfe seiner Ueberlegenheit zu widerlegen. Er belehrte niemals, sondern sprach immer von sich, von sich allein, aber sehr gut. Eines Abends, da er einen schönen neuen Schlafrock anhatte, wollte er darin ausgehen, um sich von den Leuten bewundern zu lassen.“

Chopin ordnete an, dass man ihn in seinem Galaanzuge beerdige, in weisser Halsbinde, Halbstiefeln und kurzem Beinkleid! Er giebt die Frau, die er liebt, auf, weil sie einem Anderen einen Stuhl angeboten, bevor sie ihn zum Sitzen aufgefordert hatte.

Giordano Bruno¹ erklärte sich für einen von oben erleuchteten, von Gott gesandten Menschen, der das Wesen der Dinge erkenne. Titan, der Jupiter stürzen werde:

(E quel che altri lungi vede io lascio a tergo)

Was Andere von fern erblicken, das lasse ich hinter mir.

Der Abbé Cagnoli hielt sich für so bedeutend, weil er über den Mord in Aquilegia Verse zusammengestoppelt hatte, dass er in Wuth gerieth, als ihn ein Litterat nicht ehrerbietig grüsste. „Was,“ sagte er, „kennen Sie Cagnoli nicht?“

Der Dichter Lucius stand vor Julius Caesar nicht auf, weil er im Versemachen grösser als dieser zu sein meinte. — Ariost lief wie toll durch die Strassen, da ihm Karl V. den Lorbeer gereicht hatte.

Der berühmte Chirurg Porta konnte sich während des geringsten medizinischen Vortrages im Istituto Lombardo nicht enthalten zu zischeln, zu murmeln und sein Missfallen zu äussern; sobald man aber mit einem mathematischen oder linguistischen Vortrage anfang, wurde er ruhig und aufmerksam.

Comte nannte sich den Hohenpriester der Menschheit. — Wetzelschrieb sein Werk: *Opera Dei Wetzelsii*.

Rouelle, der Begründer der Chemie in Frankreich, überwarf sich mit allen denjenigen seiner Schüler, die über Chemie

¹ D. LEVI, *Di Giordano Bruno*, 1887.

² G. MENKE, *De charlataneria eruditorum*, 1780.

schrieben. Seiner Ansicht nach waren sie „Ignoranten, Barbieren, Quacksalber, Plagiatoren“. Dieser letztere Ausdruck war für ihn der Inbegriff alles Schlechten, so dass er ihn auf die grössten Verbrecher anwendete; um z. B. seinen Abscheu vor Damiens auszudrücken, nannte er ihn einen Plagiator.

Viele Genies, wenn sie sich auch nicht zu solchen ausschweifenden Redensarten versteigen, glauben doch, die Wahrheit habe sich in ihnen verkörpert. Sie deuten wissenschaftliche Ergebnisse nach ihrem eigenen Bedürfniss und nach ihrem Antheil an denselben. Concato z. B., der infolge des Alters seine bewundernswerthe Geschicklichkeit im Auskultiren eingebüsst hatte, gab nach Art der früheren Aerzte der Anamnese fast ausschliesslich wieder den Vorzug, die er doch in der klinischen Diagnose mit Recht früher fast gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte. — Delacroix erklärte, die Farbe mache alles, da er nicht mehr im stande war sicher zu zeichnen. Ingres sagte dagegen, die Zeichnung ist das Wahre, die Zeichnung macht Ehre.

Chopin zieht Schubert und Shakespeare der Uebertreibung, weil er an die grossen Geister immer den Maassstab seines eigenen Temperamentes anlegte. (Vgl. *Revue des Deux-Mondes*. 1883.)

Die Fürstin Conti äusserte gegen MALHERBE, sie wolle ihm Verse zeigen, welche die schönsten seien, die es gebe und die er noch nicht kenne, worauf er erregt erwiderte: Verzeihen Sie, ich kenne sie, denn da es die schönsten sind, die es giebt, so kann nur ich der Verfasser derselben sein.“

Man erzählt von Balzac, er habe eines Abends zwei Stunden lang auf der Place du Château d'Eau (Place de la République) gewartet in der Ueberzeugung, es erwarte ihn daselbst ein bedeutendes glückliches Ereigniss. Wie er selbst irgendwo sagt, sei er mehrere Tage früh in grosser Unruhe aufgestanden und sei bei jedem Klopfen an seine Thür aufgesprungen in der Meinung, sein Lebensglück werde entschieden. Diese nervöse Erwartung einer Schicksalsgabe musste ihn direkt zu dem Glauben an natürliche Offenbarungen führen. Zweifels- ohne war in diesem bedeutenden Gehirn etwas nicht richtig, — der Stich des Genies. (ZOLA, *Les romanciers naturalistes* 1889.)

Flaubert hatte das Bedürfniss, die Welt mit seinem Ich zu unterhalten, es geschah indes mit einer fast kindlichen Einfalt (ZOLA).

Grübelsucht. — Die Erscheinungen, welche von den Irrenärzten unter dem Namen Grübelsucht, folie du doute, zusammengefasst werden und eine Gruppe der Melancholie darstellen, treten bei den grossen Genies recht oft auf.

Für diejenigen Leser, welche von dieser merkwürdigen Störung keine Vorstellung haben, muss ich bemerken, dass der davon betroffene Kranke anscheinend im vollen Besitze seiner Geisteskräfte ist, er überlegt, spricht, schreibt wie irgend wer. Alles geht ganz gut bis zu dem Augenblick, wo er etwas verrichten soll, wobei er eingebildete Gefahren wittert.

Ich habe z. B. eine Frau behandelt, die nach dem Aufstehen neben ihrem Bett den ganzen Tag über stehen bleiben konnte, den einen Arm im Hemdärmel, während der andere Aermel so lange herabhing, bis der Ehemann ihr zu Hülfe kam. Mitunter musste der letztere sie einige Male leicht anstossen, um sie zur Bewegung anzuregen. Wenn sie auf den Spaziergängen an einen Stein stiess, oder auf eine kleine Pfütze traf, so blieb sie unbeweglich und der Mann musste sie einige Augenblicke tragen. In der Unterhaltung erschien sie als die verständigste und liebenswürdigste Hausfrau, aber wehe! wenn Einer ein verdächtiges Wort fallen liess wie Teufel, Tod, Gott, — dann klammerte sie sich an ihn und schrie so lange, bis der Unglückliche in einem von ihr verfassten Stossgebet zwölfmal die Versicherung wiederholte, dass das betreffende Wort nicht ihr golten habe.

Ein Bauer, der an derselben Krankheit litt, war nicht im stande, seine Feldarbeiten zu besorgen, wenn er nicht Jemand bei sich hatte, der ihn trieb, denn, sagte er, ich weiss nicht, ob ich hacken oder graben, auf die Wiese oder auf den Hügel gehen soll; ich bin so unentschlossen, dass ich schliesslich gar nichts thue.

BALL erzählt in einer kürzlich erschienenen, diese Krankheit behandelnden Schrift, Johnson habe bei einem Gang

durch die Strassen von London nie versäumt, die Laternenpfähle, und zwar jeden einzelnen zu berühren, und wenn er es bei einem vergessen hätte, so sei er schnell umgekehrt, um es nachzuholen.

Napoleon I. hatte die Schrulle, in der man ebenfalls ein Symptom der Grübelsucht erkennt, die Fenster zu zählen, wenn er eine Strasse durchschritt, und das sogar an der Spitze seiner Armee.

Manzoni erklärte in einem berühmt gewordenen Briefe an Georg Briano, er sei unfähig, sich mit Politik zu beschäftigen, da er nie wisse, wofür er sich entscheiden solle und bei der leichtesten Frage zu keinem Entschlusse kommen könne. Das seichteste Wasser machte ihm Unruhe, da er darin zu ertrinken fürchtete; darum ging er in seinen letzten Lebensjahren niemals allein aus; er gestand, dass er von Jugend auf an Melancholie gelitten habe. Tagelang war er nicht im stande, irgend etwas vorzunehmen, so dass er nur etwa 5 bis 6 Tage im Monate nützlich verwenden und 5 Stunden täglich arbeiten konnte; die übrige Zeit konnte er nicht denken.¹

Ugo Foscolo erklärte, obgleich er bei gewissen Dingen sich sehr lebhaft betheiligte, so sei er für andere unfähiger als irgend ein Mann, Weib oder Kind. (*Epistolario* 3. 163.)

Tolstoi gesteht, der philosophische Skepticismus habe ihn in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand versetzt, sagen wir geradezu in den der folie du doute. „Ich stellte mir vor, es gebe ausser mir nichts Lebendes oder Todtes, die Dinge seien nicht Dinge, sondern nur Scheingestalten. Ich kam so weit, dass ich oftmals umkehrte und hinter mich blickte in der Erwartung, nichts an der Stelle zu sehen, wo ich mich nicht befand.“

„Die traurige Sucht zu analysiren erschöpft mich, schreibt Flaubert. Ich zweifele an allem, sogar an meinem Zweifeln.“ (*Correspondance* II. 1887.)

„Ich verwirre mich und erschrecke über meine eigenen Gedanken,“ sagt Maine de Biran. „Bei jedem Ausdruck halte

¹ G. SFORZA, *Epistolario di A. Manzoni*, Milano, P. Carrava 1883.

ich inne und gerathe in Zweifel. Ich misstrauere allem, was ich veröffentliche, und bin stets versucht, es zurückzunehmen und an die Stelle dessen, was ich kaum veröffentlicht habe, etwas anderes zu setzen, was sicherlich noch weniger Werth haben würde. Ich preise diejenigen glücklich, die, an eine feste Arbeit gebunden, der Qual der Unsicherheit und Unentschiedenheit nicht ausgesetzt sind, die das Leben derjenigen vergiften, die freie Zeit haben. — Ich bin beständig dabei, meine Kräfte zu versuchen, ich fange wieder und wieder, ohne Aufhören an; mein Unglück ist, nicht Maass zu halten, mich nicht sicher zu fühlen, kein Vertrauen zu meinen Fähigkeiten zu haben. Nirgends fühle ich mich wohl, weil ich in meinem Wesen eine Quelle des Zwiespaltes und Unbehagens mit mir trage. Es fehlt mir das Gefühl der Persönlichkeit; ich habe nur soviel davon, dass ich meiner Ohnmacht mir bewusst werde und das ist eine grosse Pein. „Stets bereit, vieles zu thun, leiste ich nichts.“ (*Journal de ma vie intime*).

Die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens waren für Carlyle eine Marter. Wenn er seinen Koffer packen musste, so war das eine Staatsaktion. Der Gedanke, Kleider anschaffen oder Handschuhe aussuchen zu müssen, machte ihn fertig.

„Ich habe schon längst auf die Omnibus verzichtet,“ schreibt RENAN in seinen *Souvenirs de jeunesse*; „die Kondukteure waren so weit, mich für einen Passagier zu halten, der sie hänseln wolle. Auf der Eisenbahn bekomme ich immer den schlechtesten Platz, falls mich der Bahnvorsteher nicht unter seinen Schutz nimmt. . . Ich sehe nur zu gut ein, dass, wenn man dem Einen was zu Liebe thun will, man dem Anderen gewöhnlich damit schadet. Die Vorstellung, einen Unbekannten benachtheiligen zu können, hemmt mich in meinem Eifer. . . Oftmals kam mir der Gedanke, Beobachtungen zu machen; aber der Anblick des Fahrbillets hinderte mich, die Furcht, das Stückchen Papier könne verloren gehen, hielt mich zurück. Und ich that gut daran.“

Das schlagendste Beispiel solcher Zweifelsucht liefert uns ein anderer Philosoph in seinem Tagebuch, AMIEL.

Ihn quälte die Zweifelsucht so arg, dass man von der Grösse seines Genies erst nach seinem Tode Einsicht bekam, wo sein Tagebuch die Wunde, die an ihm genagt, mit grösster Genauigkeit erkennen liess. Heben wir die bemerkenswerthesten Stellen heraus.¹

„Je mehr das Leben dahingeht, beweine ich den Verlust der Wirklichkeit, das Denken ohne Handeln ist traurig, traurig das Handeln ohne Denken; das Wirkliche verkümmert, wenn das Ideal ihm nicht seinen Duft verleiht, aber wenn das Ideal nicht mit dem Wirklichen eins wird, so wird es ein Gift. Ich habe nie gelernt, kunstvoll zu schreiben; es wäre mir nützlich gewesen, aber ich hatte Scheu vor dem Nützlichen; ich habe im Gegentheil mir zwei sich widersprechende Dinge angewöhnt, die Eindrücke des Augenblicks unmittelbar aufzuzeichnen und sie wissenschaftlich zu analysiren. Dieses Tagebuch wird für Niemand von Nutzen sein, sogar für mich nicht, es hat mir mehr dazu gedient, dem Leben auszuweichen, als es zu verwirklichen; es ist eine Art von Ruhekissen. Sogar im Stil bin ich ungleich . . . Stets energisch und korrekt, das kommt von meiner Art zu sein; ich sehe mehrere Ausdrücke vor mir und weiss nicht, für welchen ich mich entscheiden soll. Der unzweifelhafte Ausdruck ist eine muthige That, welcher Selbstvertrauen innewohnt. — Was liegt denn zwischen dem wirklichen Leben und dir? . . . Die falsche Scham. Du wurdest roth, wenn du Wünsche hattest. — Welche Glaswand hindert dich, die Dinge zu besitzen, zu berühren, so dass du dein Eigenthum nur anschauen darfst? — Sehr bald kam ich dahinter, dass es leichter ist, einem Anspruch zu entsagen, als ihn zu befriedigen. Ein Gedanke lässt sich bessern, umodeln, eine Handlung aber nicht; darum schrecke ich davor zurück, aus Furcht vor den nutzlosen Gewissensbissen; ich halte den Gedanken an Bildung einer Familie mir fern, weil jede verfehlete Freude ein Messerstich, jede Hoffnung ein Ei ist, aus dem eine Schlange anstatt einer Taube herauschlüpfen kann.“

¹ AMIEL, *Fragments d'un Journal de ma vie*, Genève 1884—1887.

„Handeln ist mein Kreuz — weil es mein Höchstes sein würde — — aber sich am Ideal versündigen, wäre Beschmutzung des Gewissens, unverzeihlicher Frevel.“ „Meine Leidenschaft ist, meinem Vortheil zuwider zu sein. Wenn eine Sache mich anzieht, so fliehe ich sie.“

Alle Welt erkennt darin die Verwandtschaft, die das Genie mit diesen Krankheitsformen hat, und Jeder wird dabei an den grossen Dichter und Psychologen denken, der den Irrsinn in dem Genie errathen und mit seinem Meistergriffel das Krankenbild der Grübelsucht im Hamlet verewigt hat.

Selbstverständlich beansprucht Niemand, jene grossen Kranken mit den armen, geistlosen Insassen von Irrenhäusern zusammenzuwerfen. Damit, dass sie als Kranke unter eine und dieselbe Rubrik gebracht werden und dass sie einige Züge miteinander gemein haben, ist noch nicht gesagt, dass sie miteinander identifizirt werden dürfen.

Während die gewöhnlichen Kranken ihr Leben in vollständiger Unthätigkeit verbringen oder in unfruchtbarem Wahn sich abmühen, sind die geistreichen um so thätiger im Reiche der Idee, je weniger sie für das praktische Leben taugen.

Gehen wir dieser Irrsinnform oder, besser gesagt, dieser unter den geistvollen Menschen so weitverbreiteten Unfähigkeit für praktische Lebensbedürfnisse noch weiter auf den Grund, so finden wir, dass sie sich von allen anderen unterscheidet. In der Wissenschaft fehlt es diesen Männern nicht an Sicherheit, an Bestimmtheit des Urtheils und an Kühnheit. Aber dadurch, dass sie Alle ihre Kraft an die Lösung theoretischer Aufgaben verschwenden, fehlt es ihnen am Ende an der Kraft für praktische Dinge. Dadurch, dass sie ihre Blicke nach oben und in die Ferne richten, werden diese hehren Weitsichtigen, gleichwie die Astronomen, unvermögend, die nächsten Gegenstände wahrzunehmen. — Die Wirkung scheint freilich eine und dieselbe zu sein, aber das Wesen der Erscheinung und ihre Ursache sind durchaus verschieden.

Im Gespräch über die Natur zeigt LEOPARDI zunächst, wie die seelischen Vorzüge des Genies eine weit grössere Lebenskraft und folglich ein weit lebhafteres individuelles

Unglücksgefühl mit sich bringen. Dann lässt er die Natur folgende Worte sprechen: „Zudem wird die Schärfe deiner eigenen Intelligenz und deine lebendige Einbildungskraft zu grossem Theile deiner Herrschaft über dich selbst dich entheben. Die Thiere wenden alle ihre Fähigkeiten und Kräfte leicht dem Ziele zu, wonach sie streben, — der Mensch benutzt nur sehr selten seine ganze Macht, weil Verstand und Einbildungskraft ihn zumeist zurückhalten, die ihn durch tausenderlei Erwägungen unsicher machen und der Ausführung tausend Hindernisse schaffen. Wer wenigstens geschickt oder gewohnt ist zu überlegen und zu erwägen, der ist am schnellsten mit seinem Entschluss fertig und am kräftigsten im Handeln. Deinesgleichen aber, die bevorzugten, zurückhaltenden und gleichsam durch die Grösse ihrer eigenen Fähigkeiten zurückgehaltenen, dann auch zur Selbstregierung unfähigen Seelen sind am häufigsten unschlussig, sowohl bei der Erwägung wie bei der Ausführung, das ist einer der grössten Uebelstände im menschlichen Leben. Erlaubt dir dann noch deine bevorzugte Begabung, leicht und in kurzer Zeit alle anderen Seelen an Erkenntniss und Erforschung der höchsten Dinge zu übertreffen, so wird es dir noch unmöglich, oder wenigstens äusserst schwer, eine grosse Zahl von Dingen kennen zu lernen oder zu üben, die an sich zwar geringfügig, aber für den Verkehr mit anderen Menschen unerlässlich sind. Dieselben Dinge aber werden andere weit unter dir stehende, ja sogar in jeder Hinsicht verächtliche Geister ohne Mühe erlernen und anwenden.“

Trunksucht. — Mehrere grosse Geister finden wir dem unmässigen Genusse weingeistiger Getränke ergeben. Alexander starb, wie man behauptet, nachdem er den Becher des Herkules zehnmal geleert hatte, nicht zu bezweifeln ist aber, dass es Trunkenheit war, als er nackend die Thaïs verfolgte und seinen theuersten Freund tödtete.

Cäsar wurde oft auf den Schultern seiner Soldaten nach Hause getragen. Weder Sokrates, noch Cato und Seneka waren wegen Enthaltbarkeit zu rühmen. Man denke an den horazischen Vers:

Narratur et prisca Catonis ~~sapientia~~ ~~vero~~ Caluisse virtus.

LOMBROSO, Der geniale Mensch.

Von Alkibiades ist es selbstverständlich. Antonius ist als Trunkenbold durch Cicero für immer gezeichnet. Kaiser Tiberius Nero wurde von den Römern Biberius Nero genannt.¹

Septimius Severus erlag dem Delirium potatorum.

Sogar unter den Moslems, denen der Weingenuss durch den Koran untersagt ist, giebt es bedeutende Männer, die dem Trunke ergeben waren. So Mahmud II. und von Gelehrten (ausser Hafis):

Avicenna, der, wie es heisst, die zweite Hälfte seines Lebens darauf verwandte, die Nutzlosigkeit der Studien zu erweisen, denen er in der ersten Hälfte sich gewidmet hatte. Unter den Malern sind als Trinker vorzugsweise bekannt: Caracci, Steen, Barbatelli mit dem Spottnamen der „Pichler“, unter Dichtern und Schriftstellern: Kleist, Hoffmann, Marlow, Poe, Addison, Goldsmith, Carew, Burns, Murger, Gérard de Nerval, Alfr. de Musset, Maylath und vor allem Tasso, der in einem seiner Briefe schrieb: „Ich leugne nicht, dass ich irr bin, aber ich muss glauben, mein Irresein ist Folge vom Trinken und von der Liebe, denn ich weiss wohl, dass ich zu viel trinke.“

Coleridge erreichte mit seinem Talent nicht viel, weil es ihm an festem Willen fehlte und infolge des Missbrauches von alkoholhaltigen Getränken und Opium, die ihn nicht zur Ausführung seiner riesigen Pläne kommen liessen. Schon als Kind hatte man ihm 30 Guineen für ein von ihm improvisirtes Gedicht versprochen, wenn er es zu Papier brächte, aber er konnte sich nicht dazu entschliessen. Sein Sohn Hartley, ein hervorragender Schriftsteller, ergab sich gleichfalls und zwar so sehr dem Trunke, dass er infolge dessen starb. Man sagte von ihm, er schreibe wie ein Engel und trinke wie ein Fisch.

Savage lebte in seinen letzten Tagen nur von Wein und starb im Gefängniss zu Bristol, ein deutscher Poet des 16. Jahrhunderts, Hessius, äusserte, es sei die grösste Schande, im Trinken besiegt zu werden.

¹ Peter der Grosse, seine Frau Katharine und seine Tochter Elisabeth sind als solche berüchtigt. (Uebers.)

Sheenstone sagt von seinem poetischen Kollegen Somerville, er trinke, um sich körperlichen Schmerz zu verschaffen und vom geistigen sich zu befreien.

Frau von Staël und de Quincey gebrauchten das Opium. Der letztere hat eine lebhaft Schilderung derartiger Excesse in den *Confessions of an Opium Eater* hinterlassen.

Viele bedeutende Musiker sind starke Trinker gewesen. So Dussek, Händel und Gluck, der das Gold, den Wein und den Ruhm aus dem besonderen Grunde liebte, weil das erstere ihm die Mittel zum zweiten und dieses, das ihn begeistere, das Mittel zum Ruhm verschaffe. Ausser dem Wein liebte er indes auch den Branntwein und trank eines Tages so viel davon, dass er daran starb.¹

Dasselbe war mit Rovani und Praga der Fall.

Hallucinationen. — Wir haben schon oben gezeigt, dass die Sinnestäuschungen den genialen und Kunstschöpfungen so anhaften, dass BRIERRE DE BOISMONT sie geradezu als zu dem physiologischen Zustande grosser Männer gehörig ansieht. Cellinis berühmte Hallucination im Kerker ist bekannt, ebenso die des Brutus, Caesars, Napoleons. Swedenborg glaubte im Himmel gewesen zu sein, sich mit den abgeschiedenen Geistern grosser Gelehrten besprochen, den ewigen Vater in Person gesehen zu haben, van Helmont wollte seine Seele in Form eines leuchtenden Krystalls geschaut, Justinus Kerner den Besuch eines Gespenstes empfangen haben.

Clark bildete sich unter dem Lesen eines geschichtlichen Ereignisses ein, als handelnde Person dabei gewesen zu sein. Blacke und Baneker glaubten die phantastischen Bilder, die ihr Pinsel wiedergab, in Wirklichkeit vor sich gesehen zu haben. Ein berühmter Professor in P. war ziemlich oft solchen Täuschungen ausgesetzt und meinte Confucius, Papirius und Tamerlan geworden zu sein.

Der materialistische Hobbes glaubte, sobald er im Finstern war, die Bilder von Verstorbenen zu sehen. (W. IRVING, *Life*. 1880.) Als Kolumbus an der Küste von Jamaika landete,

¹ CLÉMENT, *Musiciens célèbres*, Paris 1868.

hatte er eine Gehörstäuschung. Er hörte eine Stimme, die ihm vorwarf, sich der Traurigkeit hingeeben und nur schwaches Vertrauen auf Gott gehabt zu haben. „Was dir heut begegnet, ist die gerechte Strafe dafür, den Herren der Erde mehr als Gott gedient zu haben. Alle diese Anfechtungen sind in den Marmor eingegraben und geschehen nicht ohne Ursache.“ Später erklärte Kolumbus seine Entdeckungen aus dem Buch der Propheten und behauptete, was ihn betreffe, so habe sich eine alte Prophezeiung erfüllt, die das Ende der Welt für den Tag verkünde, an welchem die christliche Lehre sich überallhin ergossen haben würde. Nach dieser Prophezeiung hätte die Menschheit nur noch 156 Jahre zu leben.¹

Malebranche wollte ganz deutlich die Stimme Gottes in sich vernommen haben. Descartes glaubte, nach langer Zurückgezogenheit von einem unsichtbaren Wesen öfter besucht und aufgefordert worden zu sein, die Erforschung der Wahrheit fortzusetzen.²

Lord Byron bildete sich bisweilen ein, ein Gespenst besuche ihn. Er selbst schrieb später diese Erscheinung der Ueberreizung seines Gehirns zu.³

Der berühmte Doktor Johnson hörte deutlich, wie seine Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, ihn Samuel rufe.

Pope, der viele Unterleibsbeschwerden hatte, fragte eines Tages seinen Arzt, was das für ein Arm sei, der aus der Mauer heraustrete.

Goethe erzählt selbst, dass er sich leibhaftig gesehen habe, wie er acht Jahre zuvor desselben Weges geritten sei.

Oliver Cromwell lag auf seinem Bett und konnte vor Müdigkeit die Augen nicht schliessen. Plötzlich öffneten sich die Vorhänge und eine Frau von riesiger Gestalt erschien und sagte ihm, er werde der grösste Mann in England werden.⁴

¹ VERGA, *Lazzaretti*, Milano 1880.

² FORBES-WINSLOW, l. c. 123.

³ FORBES-WINSLOW, l. c. 126.

⁴ DANDY.

Moralisches Irrsein. — Gemüthlosigkeit und gänzlicher Mangel an moralischem Gefühl kommt bei dem genialen Menschen ebenso häufig vor wie bei Geisteskranken.

Ein altes Sprichwort sagt schon: „Quo quisque est doctior, eo est nequior.“ Bei ARISTOTELES, *Problemata*, cap. 7 heisst es: „Cur homo eruditissimus omnium animalium sit injustissimus,“ und die Antwort darauf: „Weil er stets an Vergnügen denkt, das sich nur durch Ungerechtigkeit erreichen lässt.“ Die Wissenschaft ist ähnlich einem Schleifstein, der den Stahl schärft, aber auch den Mordstahl wetzt.

Philipp von Commines sagt: *Doctrina vel meliores reddit homines, vel peiores pro cujusque natura.* Cardanus: *Sapientes quum calidissimi natura sint ac humidissimi, nisi philosophia proficiant, pessimi omnium sunt. Adjuvant ad scelera perpetranda industriaquam ex studiis acquisiverunt, et melancholia, quae resoluta humore pinguiore gignitur ex superfluis studiis atque vigiliis etc.*

„Je älter ich werde,“ schreibt G. SAND (*Correspondance*, vol. II. l. 1), „desto tiefer bücke ich mich vor dem guten Herzen, weil ich sehe, dass es eine Gabe ist, mit der Gott am meisten kargt. Wo die Intelligenz fehlt, ist das, was man Güte nennt, nichts weiter als Unfähigkeit. Wo die Kraft fehlt, ist die vermeintliche Güte Schwäche. Wo aber Kraft und heller Sinn beisammen sind, ist die Güte fast unerfindlich, weil *Erfahrung und Beobachtung Misstrauen und Hass* erzeugen. Die Seelen, welche den edelsten Grundsätzen huldigen, sind oft die rohesten und verbittertsten, weil sie infolge von Täuschungen krank geworden sind. Man schätzt und bewundert sie noch, aber man kann sie nicht lieben. Wer Unglück gehabt und sich den Verstand und das gute Herz bewahrt hat, bei dem darf man eine kraftvolle Organisation voraussetzen. Das sind die, die ich suche und verehere.

Die grossen Männer mögen mir (man verzeihe mir den Ausdruck) gewogen bleiben; meinetwegen suche man sie bei Plutarch.

Da machen sie mir in menschlicher Beziehung keine Schmerzen. Man hauer sie in Marmor, man giesse sie in Bronze und spreche nicht mehr von ihnen. So lang sie leben, sind sie bösaartig, verfolgungssüchtig, phantastisch, despotisch, bitter, misstrauisch. In stolzer Verachtung verwechseln sie Böcke und Schafe. Gegen ihre Freunde sind sie schlimmer, als gegen ihre Feinde. Gott behüte uns vor ihnen. Bleibe gut und lieber dumm.“ (L. c. Bd. II., Br. 9.)

„Ungern,“ sagt VALERIUS MAXIMUS, „berühre ich Themistokles' Jugend, den sein Vater schmachvoll verstieß und dessen Mutter aus Gram über den Schimpf sich erhängte.

Sallust, der so schöne Phrasen über die Tugend drechselte, führte ein Leben voller Ausschweifung.

Speusippus, Platos Schüler und Neffe, wurde in flagranti adulterio getödtet.¹ Demokritus soll sich geblendet haben, um den Verlockungen der Frauen zu entgehen.² Aristippus, der Stoiker, überliess sich unter der Maske strengster Lebensweise Ausschweifungen, Anaxagoras leugnete, ein von Fremden ihm anvertrautes Gut erhalten zu haben. Aristoteles schmeichelte dem Alexander in niedriger Weise.³

Theognis schrieb Grundsätze über Ehrbarkeit, insbesondere beim Tode, und vererbte sein ganzes Vermögen der Buhlerin Artippea (?), während er seine Angehörigen enterbte. Plato schmückte den Spiegel, das Weihgeschenk der ältern Lais, mit einer Aufschrift (*Epigr. VII., Tom. I.*). Hyperides, Platos und Isocrates' Schüler, wurde von Demosthenes wegen Raubes angeklagt und verbannt. Es ist übrigens derselbe, der sich

¹ Vgl. aber A. GELLI *Noctes atticae*, X. 17. (Uebers.)

² TERTULLIAN, *Apologetica* 46.

³ Man sieht aus den angeführten Beispielen, dass es auch der antiken Welt an einer *chronique scandaleuse* nicht gefehlt hat. Doch sind die Thatsachen in vielen Fällen nicht streng verbürgt und die Quellen, denen sie entstammen, unrein, z. B. wenn Timon dem Plato vorwirft, für zu theures Geld ein Manuskript des Pythagoras gekauft und seinen Phädrus daraus abgeschrieben zu haben. Dass Aristoteles, der im 83. Jahre starb, bei der auch zweifelhaften Vergiftung Alexanders theiligt gewesen, ist eben so unerwiesen, wie der von ihm begangene Selbstmord. (Fr.).

die Zunge abbiss, um sein Geheimniss nicht zu verrathen. (PLUTARCH, *De Oratoribus*).

Euripides, Juvenal und Aretino wollen beobachtet haben, dass alle gelehrten Frauen ausschweifend gewesen seien. So Sappho, Philene und Elephantis bei Martialis, die ein Buch über Prostitution geschrieben, so die Leontium (bei *Cic. de Nat. D.*), die zugleich Philosophin und Priesterin, allen Philosophen sich ergeben, Demophila, die Liebesgeschichten nicht bloss erzählt habe.

Während der Renaissance wurden die Veronica Franco, Tullia von Aragonien und andere Buhlerinnen durch ihre Ausschweifungen bekannter, als durch ihre Dichtungen.

Auch VORGT (Wiederbelebung des klassisch. Altert. 1882) sieht in der Immoralität ein charakteristisches Merkmal für die Renaissanceperiode. Poggio hatte 17 eheliche und 14 uneheliche Kinder. Er und Valle nannten sich gegenseitig Päde-rasten, ebenso Filello den Porcello.

Die Liste der im *Uomo delinquente* (Der Verbrecher, Bd. I.) aufgeführten Verbrecher von hoher geistiger Begabung lässt sich noch um ein Bedeutendes vermehren. Zu den dort genannten Gelehrten Sallust, R. Baco, Seneka kommen aus dem Alterthum noch Periander, einer der sieben Weisen, Clearchus, Platos Schüler, der Redner Lysias u. A. m. aus der Neuzeit Cremani als Fälscher, Demme als Giftmischer.

Bei den Dichtern und Künstlern ist das Verbrecherthum leider sehr stark vertreten. Viele unter ihnen lassen sich von der Leidenschaft, die allerdings auch als Stachel für ihr Talent dient, hinreissen und verlieren dabei das Kriterium für die Wahrheit und den Ernst der Ueberzeugung, die dem Besonnenen, dem Weisen eigen sind. In dieser Beziehung dürfen wir obiger Liste auch folgende Namen anreihen: Aretino, Bonfadio, Ceresa, Brunetto Latini, Franco, Foscolo, Rousseau — vielleicht auch Byron. Absichtlich übergehe ich die antike Welt und die barbarischen Länder, in denen Raublust und Dichtkunst Hand in Hand gingen. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, über das finnische Nationalepos Kalewala und Maier Helmbrecht.

Als noch grössere Verbrecher erscheinen Albergati, der Komiker aus der hohen Aristokratie, der seine Gattin aus Eifersucht ermordete;¹ Mureto, wegen Sittlichkeitsverbrechen in Frankreich verurtheilt und Casanova, der, als Mathematiker und Finanzmann hochbegabt, zwar aus unbekannter Ursache seines Adels verlustig ging, aber jedenfalls durch eine Reihe schmachvoller Handlungen und Betrügereien, die er in seinen *Memoiren* selbst bekennt, sein unleugbares Genie besudelt hat.

Villon gehörte einer ehrenwerthen Familie an; den Namen, unter dem er bekannt ist und der Dieb, Spitzbube bedeutet, erhielt er, als er durch seine Spitzbüberei berüchtigt wurde, zu der er nach eigenem Geständniss durch das Spiel und die Weiber verführt worden ist. Anfangs stahl er nur Dinge von geringem Werth, um seinen Geliebten und Genossen ein gutes Mahl aufzutischen, danach stahl er Wein. Der bedeutendste Diebstahl, den er beging, war aber durch Hunger veranlasst, als ein Freudenmädchen, auf dessen Kosten er lebte, ihn, wie das bei Dieben Sitte ist, nachts, mitten im Winter zum Hause hinauswarf. Dieses Weib ist es, das er in seinem Kleinen Testament zur Erbin seines Herzens einsetzt. Obdachlos, schloss er sich einer Bande von Beutelschneidern an, beging mit bewaffneter Hand Diebstähle, besonders auf Rue de Ruel, wurde dabei zum zweitenmal eingefangen und entging nur mit genauer Noth dem Strick.

Es heisst vom Genie, dass es wie der Geisteskranke einsam durch die Welt geht, kalt, lieblos, ohne Freude an der Familie und an Geselligkeit.

Dichter und Künstler machen freilich ihrem Herzen beim Verlust einer geliebten Person in mächtigen Schmerzensrufen Luft. Aber oft, wie es bei Petrarca der Fall war, ist das nur eine schöne Gelegenheit zu litterarischen Arbeiten.²

Oft zwar sind solche Schmerzensrufe aufrichtig (wie könnten

¹ MASI, *La vita e i tempi di Albergati*, 1882.

² Laura hatte 11 und Petrarca 2 Kinder, als er ihr seine 294 Sonnete widmete!! — Als Politiker geht er von Cola di Rienzi zu dessen Feind Stephan Colonna und von Robert zu Karl IV. über. „Er war zu sehr mit sich beschäftigt, sagt PERRENS, *Hist. de Florence*, V. 401, — als dass er für sein Vaterland es sein konnte.“

sie auch sonst so gewaltig sein und zum Herzen gehen?), aber dann sind sie nur vorübergehend und stehen mit den gewöhnlichen Zuständen dieser Menschen in offenem Widerspruch, oder es ist eine augenblickliche Reaktion gegen die gewohnte Fühllosigkeit, aus der sie die persönliche Eitelkeit und die Leidenschaft für ästhetische und wissenschaftliche Forschungen herauszieht.

Bulwer misshandelte schon in den ersten Tagen der Ehe seine Frau, biss und beleidigte sie, so dass sogar ihr Begleiter auf der Hochzeitsreise vor Erreichung des Zieles sie verliess. Später gestand Bulwer seiner Frau das gegen sie begangene Unrecht ein und entschuldigte es damit, dass er ihr schrieb, das gemeinsame Leben sei ihm unerträglich, es sei ihm Bedürfniss, unabhängig zu leben.

Merkwürdig ist es, dass die keuschesten Schriftsteller in ihren Werken durchaus nicht so erscheinen, und umgekehrt.

FLAUBERT schreibt in einem seiner Briefe: „Mein armer Bouilhet sagte mir oft: Es giebt keinen sittenreineren Menschen, der die Immoralität mehr als du liebt; eine Thorheit macht dir Freude. — Es ist viel Wahres darin. Ist das eine Folge meines Stolzes, oder eine gewisse Verkehrtheit?“

G. Sand und Sallust sind Beispiele für das Gegentheil.

Man weiss nicht, ob Comte jemals irgend ein Unrecht verziehen hat. Sicher ist, dass er gegen seine Frau, in der Erinnerung an die erlittene Unbill, eine Bitterkeit hegte, mit der er sie bis zum Grabe und darüber hinaus verfolgte. Der Liebeskultus, den er seiner Laura (Clotilde de Vaux) widmete, war so unwahr, dass er Monat, Tag und Stunde vorher bestimmte, wo er zu ihrem Andenken Thränen vergiessen müsse.¹

Baco wendete seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen ersten und wärmsten Wohlthäter, Essex, verurtheilen zu lassen; ferner liess er aus feiger Nachgiebigkeit gegen den König Peacham foltern, um ihn verurtheilen zu können, womit ein verhasster Missbrauch in den Strafprozess eingeführt wurde. Er trieb Handel mit der Gerechtigkeit und war, wie MACAULAY sagt, Einer, von denen man sagen kann: *Scientiis tanquam angeli, cupiditatibus tanquam serpentes.*

¹ *Revue philosophique*, 1887, p. 69.

„Brigitta,“ sagt ALFRED DE MUSSET, „die wegen ihrer Liebe zu mir Verleumdungen und Schmähungen ausgesetzt war, erfuhr von mir so viele Verachtung und Beleidigungen, wie nur ein jähzorniger und grausamer Wüstling gegen die Dirne, die er bezahlt, es sich erlauben darf. . . . Im Laufe der Zeit wurden die Anfälle von Bosheit und Ironie immer häufiger und nahmen einen düstern und unerträglichen Charakter an.“¹

Byron war, wie sein vertrauter Freund Hobhouse von ihm berichtet, von einer krankhaften Selbstsucht besessen. — Sogar als er seine Frau liebte, weigerte er sich, mit ihr zusammen zu speisen, nur um seiner alten Gewohnheit nicht untreu zu werden. So erwidert er ihr, als sie eines Tages, während er die *Parisina* dichtet, in sein Zimmer tritt, auf ihre Frage, ob sie ihn langweile: „Zum Sterben.“ Diese Art der Behandlung betrieb er mehrere Monate lang mit solchem Erfolge, dass sie in gutem Glauben und vielleicht mit Recht den Rath der Aerzte wegen der Geistesgesundheit ihres Mannes einholte.

Napoleons I. Betragen gegen seine Frau, seine Brüder und später gegen die Völkerschaften, die ihm vertrauten, ist das eines Mannes ohne sittliches Gefühl! TAINÉ fasst die Diagnose in ein Wort: „er war ein Condottiere!“

„Das Genie eines Mannes,“ sagte Carlyles Frau, „ist keine Sinekure.“ Diese, eine reiche, unterrichtete Dame, verstand Algebra und Lateinisch. Sie verdiente (wie dies erhofft und ihr versprochen worden war) die Mitarbeiterin ihres Mannes zu sein und wurde statt dessen zu seiner Dienstmagd herabgewürdigt. Der Gedanke, auf der Reise mit seiner Frau zusammen im Wagen zu sein, erschien ihm nicht zulässig; sein Bruder musste deshalb ihn auf derselben stets begleiten. Er war ihr unter ihren Augen untreu und gab vor, es sei ihr gleichgültig. — Die Beschäftigung der Unglücklichen bestand darin, jegliches Geräusch von ihrem Manne fernzuhalten, dann musste sie das Brot, welches er ass, eigens für ihn backen, da er gegen Bäckerbrot einen Widerwillen hatte. Ausserdem nöthigte er sie zu meilenweilen Botenritten für ihn; er sah

¹ *Confessions d'un enfant du siècle*, p. 250, 251.

sie nie ausser den Mahlzeiten und sass ganze Wochen lang bei ihr, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, sogar in ihrer Todesstunde. Erst nach dem Tode der Bedauernswerthen, der hauptsächlich durch die schlechte Behandlung herbeigeführt war, zeigte er in phrasenhaften Ausdrücken Reue darüber, „aber,“ sagt sein Biograph, „wäre sie wieder aufgelebt, er würde sie in gleicher Weise wieder gequält haben.“

Friedrich II., der Grosse, sagte wie Lacenaire, die Rache ist das Vergnügen der Götter; man könne zufrieden sterben, wenn man seinen Feinden mehr Leides zugefügt, als man von ihnen erlitten habe. Es machte ihm eine wahre Freude, seine Freunde auf die moralische Folter zu spannen und bisweilen sie zu prügeln (?); wenn sich einer seiner Höflinge recht herausgeputzt hatte, so liess er ihn mit Oel begiessen; mit Voltaire feilschte er um Zucker und Schokolade und behielt ihm sein Geld zurück.¹ (MACAULAY).

Donizetti misshandelte seine Familie. Nach einem Wuthanfall, wobei er seine Frau geschlagen hatte, komponirte er unter Seufzen die berühmte Arie: „Tu che Dio spiegesti l'ali“,² ein schlagendes Beispiel für die Doppelnatur des Genius und für die völlige moralische Fühllosigkeit.

Houssaye erzählt eine ähnliche Scene von A. Dumas. Während eines Zankes hatte er sich so weit hinreissen lassen, seiner Frau die Haare auszuraufen; in der Verzweiflung wollte sie ins Kloster gehen; er aber schrieb wenige Minuten danach an der Scene einer seiner . . . Komödien und sagte zu seinen Freunden: „Wären ihre Thränen Perlen, so würde ich mir ein Halsband daraus machen lassen.“³

Byron schlug die Guiccioli und in Venedig seine Geliebte, eine Gondolière, die ihm übrigens die Schläge wieder heimzahlte.

Fontenelle sah mit an, wie sein Tischgenoss vom Schlage gerührt wurde, und kümmerte sich nicht weiter darum, als dass er seinen Spargelsalat anders zubereitete.

¹ MACAULAY, l. c.

² COTTRAU, *Lettre d'un mélomane*, Naples 1885.

³ *Confessions*, p. 312.

Von Goethe wird etwas Aehnliches beim Tode seines Beschützers und Freundes, des Grossherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, erzählt. (?)

Uebrigens braucht man nur einmal der Sitzung einer Akademie oder der einzelnen Fakultäten der Universität beizuwohnen, also Versammlungen von Leuten, die, wenn auch kein Genie, doch wenigstens ein grosses Wissen besitzen, um sofort zu bemerken, dass der Alle beherrschende Gedanke die wechselseitige Verachtung und namentlich der Hass gegen Den ist, der wirklich, oder annähernd Genie besitzt.

Gibbon erklärte im Jahre 1774, man müsse die Minister köpfen, und nahm 14 Tage später ein Staatsamt an.

Wir haben schon gehört, dass Chateaubriand über das seinem Schuster dargebrachte Lob ärgerlich war.

Lisfranc schimpfte seinen Kollegen Dupuytren einen Briganten und Roux und Velpeau Grobschmiede. — Thompson, der auch ein Genie war und sein Leben unter Nörgeleien mit seinen Kollegen und bei seinen chirurgischen Studien verbrachte, ging so weit, Chassaignac zu ohrfeigen.¹

Bei jungen genialen Leuten, die fast noch Knaben waren, habe ich eine Apathie bemerkt, dass sie nämlich für die Leiden Anderer, sogar solcher Personen, die ihnen theuer waren, kein Auge hatten; wenn es aber geschah, so zeigten sie sich für einen Augenblick theilnehmend und hilfreich. Dieses Strohfener erlosch indes sehr bald, — und dem Mitleid folgte wieder Gleichgültigkeit.

Schopenhauer sagt: „Das Genie ist einsam!“ Goethe: „Das Genie ist nur durch seine Fehler mit seiner Zeit verwandt!“

Dieser Art von Gefühlsabstumpfung begegnet man sogar auch bei den Philanthropen, den Genies des Gemüthes, für welche die Güte und das Mitleid mit den Armen und Niedrigen der Drehpunkt aller ihrer Handlungen ist.

Nur auf diese Weise lassen sich gewisse Stellen im Evangelium erklären. „Ihr sollt nicht wähen, dass ich ge-

¹ *Revue scientifique*, 1884.

kommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Von nun an werden fünf in eurem Hause uneins sein; drei wider zwei, und zwei wider drei. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“¹

„Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden; und wollte ich lieber, es brennte schon!² — Wahrlich, ich sage euch: Es ist Niemand, der ein Haus verlässt, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder, um des Reichs Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfangt in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“³

„So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“⁴

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth“⁵ . . .

. . . Jesus sprach zu einem Menschen: „Folge mir.“ — „Herr,“ antwortete ihm dieser, „erlaube mir, dass ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe.“ — Aber Jesus sprach zu ihm: „Folge du mir und lass die Todten ihre Todten begraben, du aber geh' und verkündige das Reich Gottes.“⁶

Mangelndes Vaterlandsgefühl. — Der Vorwurf, ihr Vaterland gehasst zu haben, trifft Dante, Leopardi, Byron, Heine, Schopenhauer. — Merkwürdig ist eine Stelle aus einem Briefe Leopardi's an Giordani, worin es heisst: „Allerdings sprechen Alfieri und Plutarch von Asti und Chaeronea günstig, allein sie waren Beide weit davon, wie Metastasio, Browning u. a. m. — In einem andern Briefe an Giordani schreibt er: „Recanati ist mir so werth, weil mir treffliche Anhaltspunkte zu einer Abhandlung über den Hass gegen das Vaterland dadurch geboten werden.“

¹ Ev. Matthäi 10, 34—36; Ev. Lucä 12, 51—53.

² Ev. Lucä 12, 49 vgl. den griech. Text. — ³ Ev. Lucä 18, 29—30.

⁴ Ev. Lucä 14, 26. — ⁵ Ev. Matthäi 10, 37, 16—24; Ev. Lucä 5, 28.

⁶ Ev. Matthäi 8, 21; Ev. Lucä 5, 23.

Schopenhauer sagt: „Im Angesicht des Todes bekenne ich, dass ich die deutsche Nation um ihrer unsäglichen Bestialität willen verachte und dass ich mich schäme ihr anzugehören.

Langlebigkeit. — Diese krankhafte Apathie und Lieblosigkeit, die für den begabten Menschen einen Schutz bilden gegenüber den zahlreichen Angriffen, die diese so harten und zugleich so feinfühligem Nerven sonst rasch zerstören würden, erklären uns die auffällige Langlebigkeit geistvoller Männer trotz ihrer in anderer Hinsicht übertriebenen Reizbarkeit, wie ich dies bei 134 Charakteren von 143 gefunden habe.

Sophokles, Humboldt, Fontenelle, Brougham, Xenophon, Cato Censorinus, Michelangelo, Petrarca, Bettinelli starben mit 90 Jahren; Passeroni, Auber, Manzoni, Xavier de Maistre mit 89; Hobbes mit 92; Dandolo mit 97; Simonides und Titian mit 99; Cassiodorus und die Scudéry mit 94; Viennet und Diogenes mit 91; Voltaire, Franklin, Watt, Johann Bologna, Vincenz von Paula, Baroche, Young, Talleyrand, Raspail, Grimm, Herschel, Metastasio mit 84; Victor Hugo, Donatello, Goethe, Wellington mit 83; Zingarelli, Metternich, Theodor von Béza, Lemarec, Halley mit 86; Bentham, Newton, Bernhard v. Clairvaux, Bodmer, Luini, Scarpa, Bonpland, Chiabrera, Carafa, Goldoni, mit 85; Thiers, Kant, Maffei, Amyot, Villemain, Wieland, Littré, mit 80; Anacreon, Mercator, Viviani, Buffon, Palmerston, Casti, J. Bernouilli, Pinel mit 81; Galilei, Euler, A. W. von Schlegel, Béranger, Ludwig XIV., Corneille, Cesarotti mit 78; Herodot, Rossini, Cardanus, Michelet, Boileau, Garibaldi, Archimedes, Paisiello, St. Augustin mit 75; Tacitus und B. Disraeli mit 76; Perikles mit 70; Thukydidés mit 69; Hippokrates mit 103 und der heilige Antonius mit 105 Jahren.

Für die mittlere Lebensdauer von 500 genialen Menschen fand Beard 54 Jahre, von 100 aus der Neuzeit 70 Jahre, während 51 Jahre (?) heutzutage für die mittlere Lebensdauer im allgemeinen gilt. — Die mittlere Lebensdauer von 35 musikalischen Genies betrug nach FIORENTINO (*La musica*. Roma 1884) 63 Jahre 8 M.

Gleichwohl ist damit die Annahme von Degeneration nicht ausgeschlossen. Denn wie bei den moralisch Irrsinnigen tritt hier die Apathie hinzu, infolge deren die sonst so regsamem Geister gegen das empfindlichste Weh fühllos werden. Darauf beruht auch die lange Lebensdauer bei geborenen Verbrechern, die nicht in Gefängnissen leben. Uebrigens ist nicht zu vergessen, dass die Langlebigkeit des Genies nicht als allgemeine Regel gelten kann, da viele hochbedeutende Männer das Alter von 40 Jahren nicht erreichten, z. B. Raphael, Pascal, Burns, Byron, Mozart, Felix Mendelssohn, Bellini, Bichat, Pic de la Mirandola u. A. m.

Viertes Kapitel.

Geisteskranke Genies.

Alles, was bei den genialen Menschen und bei den Irren sich ähnlich sieht, beweist allerdings doch nicht, dass man darum diese beiden Menschenklassen zusammenwerfen darf. Wir lernen nur daraus, dass Genie und Wahnsinn einander nicht ausschliessen.

Sehen wir von den unzähligen geistig Begabten ab, die einmal an Hallucinationen gelitten oder in Geisteskrankheit verfallen sind, oder auch von solchen, deren ruhmreiches Leben mit Blödsinn endete, wie es bei Vico geschah, — so giebt es doch viele, die ihr ganzes Leben hindurch Hallucinantem und Monomane waren.

In der Neuzeit wurden irre: Lattre, Farini, Brougham, Southey, Govone, Gounod, Gutzkow, Monge, Foureroy, Lloyd, Cooper, Rocchia, Ricci, Fenica,¹ Engel, Pergolese, Batjuschkoff, Murger, B. Collins, Techner, Hölderlin, van der West, Gallo, Spedalieri, Bellingheri, Salieri,² Johannes Müller, Lenz,

¹ MASTRIANI, *Sul Genio e la Follia*, Napoli 1881.

² Salieri, A. (1750—1835) bildete sich ein, Mozart vergiftet zu haben.

Barbara, Fusely, Petermann, der Maler Whit, der Karrikaturenzeichner Cham, Hamilton, Poë, Uhlrich (TOLSTOY).

In Frankreich starben von originellen Dichtern jugendlichen Alters im Wahnsinn: ¹ Arm. Berthet, Morin, Dabellay, Du Boys, Bataille. Dasselbe scheint mit Brissault und Laurent der Fall gewesen zu sein; unter den Frauen finden wir die Günderoode, Stieglitz, ² Brachmann und Laudon, die irre waren und im Wahnsinn starben.

Moutanus wurde ein Opfer der Vereinsamung und seiner überspannten Einbildungskraft; er war überzeugt, in eine Kornähre verwandelt zu sein und bewegte sich nicht aus Furcht, von den Vögeln gefressen zu werden. (ZIMMERMANN, Ueber die Einsamkeit.)

Harrington bildete sich ein, seine Gedanken schwärmten als Bienen aus seinem Munde und kauerte mit dem Besen in der Hand in einer Hütte, um sie zu verjagen.

Haller ³ glaubte von den Menschen verfolgt, von Gott verstossen zu sein wegen des Schmutzes seiner Seele und um seiner ketzerischen Bücher willen. Enorme Dosen Opium und der Verkehr mit Geistlichen beruhigten ihn allein.

Ampère warf eine Abhandlung über die Zukunft der Chemie ins Feuer, weil er sie für ein teuflisches Machwerk hielt.

Der grosse holländische Maler van Goes hielt sich für besessen.

Carlo Dolce schwur in seinem religiösen Wahn, fortan nur Heiligenbilder zu malen. Seine Madonnen, die er malte, glichen allerdings der Balduini. An seinem Hochzeitstage blieb er aus und als man ihn suchte, fand man ihn vor dem Altar der Verkündigung Marie knien.

Der Dichter Lee verfasste im Wahnsinn 13 Tragödien. Als ein mittelmässiger Kollege meinte, es sei leicht, wie Irre

¹ MARTINI, *Tra un cigaro e l'altro*, p. 195.

² Die Stieglitz und Günderoode gaben sich den Tod mit grösster Kaltblütigkeit. (Uebers.)

³ Tagebuch, Bern 1887.

zu schreiben, erwiderte Lee: „Es ist leicht, wie ein Dummkopf zu schreiben, nicht aber wie ein Irrer.“

Thomas Lloyd, der sehr schöne Verse verfasste, war ein Gemisch von Bosheit, Hochmuth, Narrheit und Geist. Wenn seine Verse ihm nicht gefielen, so tauchte er sie in sein Glas, „um sie aufzufrischen“. Was er in seinen Taschen oder sonst wo fand, Kohlen, Papier, Tabak mengte er unter sein Essen aus sanitären Gründen, die Kohle als Reinigungs-, Steine als Abhärtungsmittel!!

Robert Schumann, geboren 1810, gest. 1856, jüngster Sohn eines Buchhändlers in Zwickau, als „schönes Kind“ und Liebling der Familie verzogen, lernt als Studiosus juris seine spätere Frau, die ausgezeichnete Klaviervirtuosin Clara Wieck kennen, zeigt schon im 23. Lebensjahre Spuren von Melancholie; wird im 44. von dem Schwindel der allwissenden Tische ergriffen, hat Gehörstäuschungen, vernimmt Accorde und ganze, von Mendelssohn und Beethoven ihm eingegebene Musikstücke, stürzt sich in den Rhein und stirbt zwei Jahre darauf, verblödet in der Privatanstalt des Dr. Richarz in Endenich bei Bonn. Die Autopsie ergab Verdickung der Hirnhäute und Atrophie des Gehirns.

Gérard de Nerval litt an circulaërem Irresein, Exaltation und Depression während je sechs Monate. In ruhigen Momenten hörte er den Geist Adams, Moses' und Josuas, trieb kabbalistische Beschwörungen, führte den „Tanz der Babylonier“ auf; in der Irrenanstalt hielt er den Direktor derselben für irre, „wir Anderen,“ meinte er, „thun ihm den Gefallen, uns irre zu stellen.“ Er zeichnete mit dem Saft von Blumen symbolische Figuren, darin eine phantastische Riesin, deren Bild die Diana, die heilige Rosalie und eine Schauspielerin, Namens Colon, in die er verliebt sein sollte, gleichzeitig vorstellte. Die Colon liebte er schon lange, schickte ihr grosse Blumensträuße, kaufte gewaltige Lorgnetten, um sie besser sehen, und kostbare Röcke, um seinen Beifall ausdrücken zu können. Daher hiess es von ihm, er habe sich in Lorgnetten, Orgien und Röcken ruinirt. Er hatte ein Bett im mittelalterlichen Stil entdeckt, das ihm für seine Liebesabenteuer

dienen sollte, und schaffte zur entsprechenden Ausstattung ein Zimmer mit alterthümlichen Luxusmöbeln an.

Als er in Noth gerieth, wurden die Möbel verkauft, das Bett nur blieb im Zimmer, wanderte dann in die Rumpelkammer und verschwand endlich, während sein Eigenthümer die Nächte in Kneipen und Schlafstellen zu 2 Sous zubrachte und unter Bäumen und in Thorwegen schrieb. Später, als er die Colon nicht mehr zu sehen bekam, wurde sie für ihn ein Idol, mit dem er lebte und das sich in seiner mystischen Vorstellung bald mit Heiligen, bald mit den Sternen vermengte; einmal sah er in ihr die h. Therese verkörpert. Als man ihm vorstellte, sie habe ihn nie geliebt und nur einmal gesehen — wie es auch wirklich der Fall war, meinte er: „Wozu brauchte sie mich auch zu lieben“, und citirte die Verse von HEINE: „Wer zum zweitenmal glücklos liebt, der ist ein Narr“; „ich bin ein solcher Narr. Sonne, Mond und Sterne lachen, und ich lache mit und sterbe.“

Einstmals beim Sonnenuntergange steht er auf einem Balkon, sieht plötzlich eine Erscheinung und hört eine Stimme, die ihn ruft; er stürzt hinunter und wäre beinahe zu Tode gekommen. Das war sein erster Anfall infolge von Gesichts- und Gehörstäuschungen.

Gegen sein Lebensende, im 46. Lebensjahre, entwickelte sich der Grössenwahn. Er sprach von seinen Schlössern in Ermenonville, von der Schönheit seines Körpers, über die alle Krankenwärter verwundert seien, kaufte alle Münzen mit dem Gepräge Nerva, da er nicht wollte, dass der Name seiner Ahnen in den Bureaux sich umtreibe, obwohl sein Name Nerval nur ein angenommener war.

Bisweilen gab er sich für einen Nachkommen von Folobelle de Nerva aus, dessen Geschichte er schreiben wollte. Alle männlichen Nachkommen des Letzteren, behauptete er, trügen auf der Brust ein übernatürliches Zeichen, das Siegel Salomonis (Tetragramm).

Scheu und furchtsam in seinen ruhigen Tagen, wurde er dreist und lärmend, wenn der Anfall kam, und bedrohte seine Freunde sogar thätlich.

Trotz des Temperaturabfalls auf 17° C. wollte er seine Sommerkleider nicht ablegen. Die Kälte sei ein Stärkungsmittel, die Lappen seien niemals krank. Wenige Tage später hängte er sich auf. (MAXIME DU CAMP. *Souvenirs littéraires*. 1887. éd. 2.)

Baudelaire erscheint uns in dem seinen nachgelassenen Schriften vorgedruckten Bilde als der Typus des mit Grössenwahn behafteten Irren mit seiner herausfordernden Haltung, seinem verächtlichen Blick, seiner Selbstzufriedenheit. Er entstammte einer Familie von Irren und Ueberspannten. (*Revue bleue*. 1887. Juli.)

Man braucht nicht Irrenarzt zu sein, um in ihm den Geisteskranken zu erkennen. Von Jugend auf hatte er an Hallucinationen und nach seinem eigenen Geständniss an zwei entgegengesetzten Stimmungen gelitten, an Hyperästhesie und Apathie, die so weit ging, dass es ihm zum Bedürfniss wurde, „eine Oase des Schreckens in einer Wüste von Langweile von sich abzuschütteln.“ Bevor er in Blödsinn verfiel, überliess er sich impulsiven Ausschreitungen, warf z. B. Töpfe gegen die Glasfenster von Magazinen, bloss um das Geklirr der zerbrochenen Scheiben zu hören. Er wechselte allmonatlich seine Wohnung, erbat die Gastfreundschaft irgend eines Freundes, um eine Arbeit zu schliessen, und verlor seine Zeit mit Lesen von Dingen, die keinen Bezug auf jene hatten. Nach dem Tode seines Vaters gerieth er in Streit mit seinem Stiefvater und versuchte ihn in Gegenwart seiner Freunde zu erwürgen.

Wie es heisst, in Handelsgeschäften nach Indien beordert, verlor er dort alles und brachte von dort nichts als eine Negerin zurück, auf die er lascive Verse machte. Er wollte um jeden Preis originell erscheinen, beging Ausschweifungen im Trinken vor den Leuten, färbte seine Haare grün, trug im Sommer Winter-, im Winter Sommerkleider.

Krankhafter Art waren auch seine Liebesverhältnisse mit hässlichen, widerwärtigen Personen, Negerinnen, Zwerginnen, Riesinnen. Gegen eine sehr schöne Frau äusserte er den Wunsch, sie an den Händen aufgehängt zu sehen und ihr die Füsse küssen zu dürfen. Die Schwärmerei für den nackten

Fuss erscheint auch in einem seiner fieberglühenden Gedichte — als Aequivalent für den Geschlechtsgenuss.

Er träumte beständig vom Arbeiten, berechnete die Stunden und Zeilen, die er schreiben müsse, um seine Schulden bezahlen zu können, 2 Monate höchstens. Aber das war auch alles und von Arbeiten nicht weiter die Rede (MAXIME DU CAMP. *Souvenirs*).

Hochmüthig, menschenfeindlich und apathisch, schildert er selbst sein Leben folgendermaassen: „Schreckliches Dasein, mit Allen und mit mir selbst unzufrieden, möchte ich mich in der Stille der Nacht aufrichten und ermannen. Herr, mein Gott! sei mir gnädig und gieb, dass ich ein paar schöne Verse ersinne, die mir selbst beweisen, dass ich nicht der schlechteste der Menschen und nicht geringer sei als Diejenigen, die ich verachte.“

Es war ihm das auch sehr nöthig, denn er nannte G. Plafche einen Dummkopf, Dumas Possenreisser, Sue stupid, Feval blödsinnig, G. Sand einen Veuillot, ohne dessen Scharfsinn. Was er bei allen Schriftstellern angriff, das war der Ruf, den er für sich allein haben wollte.

Darum verspottete er Voltaire und Molière, denn er war nach seinem eigenen Geständniss einer derjenigen Charaktere, die eine Freude am Hass haben und sich des wegwerfenden Wesens rühmen.²

Im weiteren Verlaufe seines Wahnsinnes verwechselte er die Worte, sagte z. B. Verschliesset anstatt Oeffnet u. dgl. m. Betreffs des weiblichen Geschlechtes liess er es an unartigen Aussprüchen nicht fehlen. So sagte er z. B.: Die Weiber sind Thiere, die man einsperren, schlagen und gut füttern muss. — Der Schluss war, dass er in ausgebildeten paralytischen Blödsinn verfiel, von dem der ungemessene Ehrgeiz der Vorläufer war.

Concatos' Vater war ein armer Schneider, der an schweren Hirnaffektionen gestorben ist. Er selbst zeigte einige Degenerationsmale, z. B. Blässe des Gesichts, vorstehende Backenknochen und litt jahrelang an verschiedenen Formen von

¹ Vgl. dazu PUSCHKINS Eugen Onägin.

² Vgl. *Fleurs du mal*, Préface.

Lypemanie. Im Alter von 17 Jahren erschrak er bei einem plötzlichen Todesfall heftig und suchte sich durch niederschlagendes Pulver gegen fernere Hirnreizungen zu schützen. Mit 20 Jahren will er Mönch werden, obgleich er in seiner Kindheit so wenig gottesfürchtig gewesen war, dass er falsche Beichtscheine verfertigt hatte. Er geräth mit einem österreichischen Offizier in Streit und fürchtet sich seitdem vor jeder Schildwache und vor jedem Soldaten. Er hätte nie einem Offizier erlaubt, mit dem Seitengewehr zu ihm zu kommen, sogar im Alter noch zitterte er beim Anblick eines Gendarmen oder Polizisten. Er träumt eines Nachts, er habe einen Mord begangen und ist noch tagelang danach in höchster Angst. Er ist Klaustrophobe! Wehe, wenn man ihn in einem Wagen oder in einem Zimmer hätte einschliessen wollen! Es gab Zeiten, wo er sich für den niedrigsten der Menschen hielt. Er war so leicht zum Zorne zu reizen, dass man ihn oft sagen hörte: „Um sich wohl zu befinden, muss man wenigstens einmal täglich wüthend werden dürfen.“ Trotz dessen war er einer der grössten Kliniker Europas.¹

Mainländers Grossvater trieb, nach dem Verlust eines Sohnes, den religiösen Mysticismus so weit, dass er wahnsinnig wurde und im Alter von 33 Jahren starb. Ein gleichfalls wahnsinniger Bruder wollte Buddhist werden. In seiner Jugend verspürte Mainländer bei Betrachtung des Meeres an der Küste von Sorrent, durch die Reinheit des Wasser angezogen, den heftigsten Drang, sich hineinzustürzen. Er war Autodidakt und verfasste als solcher sein berühmtes Werk über die „Philosophie des Pessimismus“. Um seine Theorien praktisch zu bezeugen, befeissigte er sich der reinsten Keuschheit in seiner Lebensweise. An dem Tage, da sein Werk gedruckt wurde, erhängte er sich, um eine darin enthaltene Stelle zu bewahrheiten, in der es heisst: „Damit der Mensch sich frei mache, muss er den Werth des Nichtseins erkennen und das innige Verlangen haben, nicht zu sein.“²

¹ BUFALINI, *Vita di Concato*, 1884.

² *Revue philosophique*, 1886.

Der grosse August Comte, der Stifter der positiven Philosophie, wurde 10 Jahre lang von Esquirol ärztlich behandelt; er wurde zwar hergestellt, versties indes ohne Grund seine Frau, die ihn gerettet hatte. Danach hielt er sich für den Apostel und Hohenpriester einer materialistischen Religion, obgleich er alles, was Priester hiess, hätte erschiessen wollen.

In seinen Schriften findet man denn auch mitten zwischen tiefen Gedanken wirklich wahnwitzige, wie z. B. die Prophezeiung, es werde dem Weibe einst möglich werden, ohne Zuthun des Mannes Kinder zu bekommen.¹

Man hat gemeint, die Mathematiker seien solchen geistigen Störungen nicht unterworfen. Das ist nicht ganz richtig. Man braucht nicht nur an Newton und Infantin zu denken, von denen wir des weiteren sprechen werden, sondern auch an die zweimalige Geistesabwesenheit des Archimedes, an Pascals Hallucinationen und an die Seltsamkeiten des Mathematikers Codazzi, nicht zu verwechseln mit dem ehrwürdigen Codazza.

Codazzi war submikro- und oxykephal, war Alkoholist und gleichzeitig so schmutzig geizig und lieblos, dass er seinen sehr armen Verwandten nicht die geringste Unterstützung zukommen liess. Dazu war er auch so eitel, dass er schon als junger Mann eine Summe für ein nach seinem Tode ihm zu errichtendes Denkmal festlegte. Er liess nie eine Diskussion über seine Ansichten zu, und wenn es nur den Schnitt seines Rockes betraf. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, Melodien mit Hülfe der Rechnung schaffen zu wollen.

Alle Mathematiker haben eine wahrhafte Bewunderung für den grossen Geometer Bolyay, dessen excentrisches Wesen dem Wahnsinn nahekam. Er forderte 13 Offiziere zum Duell, schlug sich mit ihnen und spielte zwischen dem einen und anderen Duell Violine, die sein einziger Hausrath war. Auf Pension gesetzt, liess er ohne Datum den Brief drucken, der seine Todesanzeige enthielt und zimmerte sich selbst einen Sarg. Das ist übrigens eine Geschichte, die mir bei zwei

¹ LITTRÉ, *A. Comte et la philosophie positiviste*, 1863.

anderen, erst kürzlich verstorbenen Mathematikern auch noch vorgekommen ist.

Sechs Jahre danach liess er eine ähnliche Anzeige an Stelle der ersteren drucken, aus der es unmöglich ist, sich herauszufinden. Seinen Erben machte er es zur Bedingung, auf sein Grab einen Apfelbaum zu pflanzen, zum Gedächtniss an Eva, Paris und Newton.

Das war denn der grosse Reformator der Lehren des Euklid.¹

Cardanus, von seinen Zeitgenossen der grösste Mann und das thörichtste Kind genannt, war der Erste, der Galen anzuzweifeln, das Feuer aus der Reihe der Elemente zu streichen und die Zauberer und Heiligen für verrückt zu halten wagte.

Dabei war er nicht bloss der Sohn, Vater und Neffe von Geisteskranken, sondern auch selbst während seines ganzen Lebens verrückt.

„Stotternd, kraftlos, ohne Gedächtniss und Kenntniss,“ so schreibt er selbst „wurde ich schon als Kind der Spielball phantastischen Traumlebens.“ Bald ist es ein Hahn, der mit menschlicher Stimme ihn anredet, bald der mit Gebeinen erfüllte Tartarus, den er erblickt. Er vermochte alle Trugbilder seiner Phantasie vor sich zu sehen, als wären es wirkliche Dinge. Von seinem 19. bis zum 26. Lebensjahre eröffnete ihm ein Schutzgeist, wie seinem Vater es auch schon geschehen war, was er thun solle, und enthüllt ihm die Zukunft.

Auch nach dieser Zeit fehlte es ihm nicht an übernatürlichem Beistand. Als ein von ihm verschriebenes Rezept dem Krankheitsfalle, dem es gelten sollte, nicht entsprach, vergass er das Gesetz der Schwere und erhob sich, um ihn vor dem Irrthum zu warnen, den er begehen wollte.²

Als Hypochonder litt er an allen den Krankheiten, deren Beschreibung er las, an Herzklopfen, Nahrungsscheu, Bauchfluss, Enuresis, Gicht, Hernie; aber alle diese Krankheiten vergingen ohne sonstige Behandlung durch ein Gebet zur Jungfrau M. — Er nimmt Schwefelgeruch wahr, die Kerze

¹ W. DE FONVIELLE, *Comment se font les miracles*, 1879.

² CARDANUS, *De vita propria*, Cap. 45.

erlischt oder Flammen und Phantome erscheinen unter Erbeben der Erde, während seine Umgebung nichts von alledem merkt.

Verfolgt, überwacht von allen Regierungen, unter einem Wald von Feinden, deren Namen ihm sogar unbekannt sind, die aber, um ihn zu kränken und zu beschimpfen, seinen geliebten ältesten Sohn verurtheilt haben, glaubt er schliesslich, von den Professoren der Universität Pavia vergiftet worden zu sein, die ihn nur in dieser Absicht aufgesucht hätten. Wenn er davon gekommen, so sei es nur durch den Beistand des hl. Martin und der Jungfrau geschehen. Trotzdem ist er auch in der Theologie ein entschiedener Vorläufer von Dupuis und Renan.

Er sagt über sich selbst, dass er zu allen Lastern neige: Wein, Spiel, Lüge, Wollust, Neid; er nennt sich ferner einen schlaun Betrüger und Verleumder. Er überrascht sich endlich selbst viermal dabei, dass er bei Vollmond in einem Zustand von Geistesstörung sich befinde.

Sein Empfindungsvermögen war schliesslich so hochgradig verkehrt, dass er sich nicht mehr wohl fühlte, wenn ihm der Reiz eines physischen Schmerzes fehlte, und er verschaffte sich solchen auf künstlichem Wege, wenn der natürliche Schmerz ausblieb, nämlich dadurch, dass er sich auf die Lippen und in den Arm bis aufs Blut biss. „Uebrigens bemerkte ich, wenn ich kein Leiden hatte, so verfiel ich in einen weit schlimmeren und peinlicheren Zustand, als aller Schmerz es sein kann.“ Diese Thatsache macht es uns begreiflich, warum viele Geisteskranke gewisse seltsame Qualen mit Lust sich selbst bereiten können.¹ Cardano glaubte seinen Träumen so blindlings, dass er im Vertrauen darauf heirathete, dass seine ärztlichen Verordnungen (in dem den Sohn Borromeos betr. Falle rühmt er sich dessen) danach sich richteten, dass er zu litterarischen Arbeiten durch sie angeregt wurde. Ueber letzteren Punkt lässt er sich folgendermaassen vernehmen. „Ich glaubte im Traum wunderbare Harmonien zu vernehmen, erwachte darüber und fand endlich nach 25jährigem vergeblichen

¹ BYRON sagt ähnlich, das Wechselfieber sei ihm schliesslich angenehm geworden infolge des Vergnügens, das er nach Aufhören des Schmerzes empfand.

Suchen die Lösung des Problems, warum die Fieber einer Art tödtlich enden, andere aber nicht.

Im Traum wurde ~~wir~~ gesagt, ich solle dieses Buch schreiben und in 21 Abtheilungen bringen, und die Freude, die mein ganzes Wesen durchdrang, war so gross, dass ich niemals etwas Aehnliches empfunden zu haben glaube.“ *De Subtilitate*. l. XVIII. pag. 915.

Bis zu seinem 34. Jahre impotent, wird ihm im Traume die Mannheit, zugleich aber auch ein nicht dankenswerthes Geschenk beschert, von dem er sich früher nicht hatte träumen lassen, nämlich seine Frau, die Tochter eines Räubers, was später die Quelle aller seiner Sorgen wurde.

Wir könnten noch viele bald komische, bald tragische und seltsame Beispiele in dieser Hinsicht anführen. Das folgende vereinigt alle diese Eigenschaften. Es handelt sich darin um einen Traum über einen werthvollen Stein.

Im Mai 1560, als Cardanus 52 Jahre alt war, wurde sein Sohn wegen Giftmordes verurtheilt. Kein härterer Schlag konnte die Seele des sonst schon exaltirten Vaters treffen. Er liebte den Sohn mit zärtlichster Innigkeit, wovon seine Verse „*De morte filii*“ das beste Zeugniß abgeben, da sie das Gepräge echten Gefühles tragen. Er war auch sein Stolz gewesen, denn er hatte von ihm einen sich ähnlichen Enkel zu bekommen erhofft. Durch seine Trauer tiefer und tiefer in melancholische Vorstellungen versunken, glaubte er bei der Verurtheilung des Sohnes die Hand der Feinde zu sehen, die sich zu seinem Verderben verschworen hätten: „In dieser Betrübniß suchte ich Zerstreung im Studium, im Spiel. Vergebens; vergebens auch biss ich mich und schlug auf Arme und Beine. Drei Nächte lag ich schon schlaflos; es waren nur noch zwei Stunden bis zu Tagesanbruch. Ich sah ein, dass mir nichts übrig blieb, als zu sterben oder närrisch zu werden. So bat ich denn Gott, er möge mich aus diesem Leben erlösen. Da, gegen meine Erwartung, befällt mich der Schlaf und ich höre zugleich, wie Jemand leise an mich heran tritt; im Dunkel erkenne ich seine Züge nicht, aber er spricht: Wozu dich über deinen Sohn grämen? ~~Nimm den kostbaren~~

Stein, der an deinem Halse hängt, in den Mund; so lange das geschieht, wirst du deines Sohnes nicht gedenken. Beim Erwachen fragte ich mich, welchen Zusammenhang das Vergessen und ein Smaragd miteinander haben können; indes, da mir nichts anderes half, so dachte ich an die Worte: *Credidit et reputatum ei est ad justitiam!* und ich führte den Smaragd zum Munde und siehe da! wider alles Vermuthen ist jede Erinnerung an meinen Sohn geschwunden. So nun ist es während 1½ Jahr geblieben. Nur während meiner Mahlzeiten und der öffentlichen Vorträge, wo ich den Stein im Munde nicht behalten kann, ver falle ich wieder in meinen alten Schmerz.“

Der Doppelsinn des italienischen Wortes *Giovia*, welches Freude und Edelstein bedeutet, soll Veranlassung zu dieser Auffassung der Sache gegeben haben. Dazu hätte freilich kein Geist vom Himmel zu kommen brauchen, da Cardano schon in seinen Werken den Edelsteinen eine beruhigende Wirkung auf Grund jenes lächerlichen etymologischen Zusammenhanges zugeschrieben hatte.

In seinem Grössenwahn nannte er sich den siebenten Arzt seit Erschaffung der Welt; er behauptete, die Dinge zu kennen, die da waren, die da sind und die da sein werden.¹

Wie Rousseau und Haller beschrieb auch Cardano gegen Ende seines leidenvollen Daseins sein Leben und sagte genau seinen Tod, nach dem er sich sehnte, voraus, der auch auf den verkündeten Tag fiel, wenn er ihn sich nicht selbst gegeben hat, um sein Horoskop nicht Lügen zu strafen.²

Tasso. — Für diejenigen Leser, welche VERGAS Abhandlung über Tassos Wahnsinn nicht kennen, führe ich den darin enthaltenen Brief an: „Meine Traurigkeit ist so arg, dass ich von Anderen wie von mir selbst für wahnsinnig gehalten werde, zumal ich meine geheimsten Gedanken verathe, indem ich lange Selbstgespräche halte. Meine Kummer nisse sind beides, menschlicher und teuflischer Art; menschlich, d. i. Stimmen von Männern und besonders von Frauen,

¹ BUTTRINI, *Gerolamo Cardano*, Savona 1884.

² BERTOLOTTI hat neuerdings nachgewiesen, dass die Sage unbegründet ist. *I Testamenti di Cardano*, 1888.

auch Gelächter von Thieren, teuflisch d. h. Gesang u. s. w. Nehme ich ein Buch zur Hand, um zu studiren, so klingt es vor meinen Ohren und ich unterscheide die Namen Paul Fulvius.“ In seinem Messagiere, der sich später zu einer richtigen Hallucination für ihn verkörperte, hat er das öfter wiederholte Bekenntniss niedergelegt, dass Wein und Weiber an seinem Wahnsinn schuld seien. Ich bin der Meinung, dass er unter Thyrsis in der Amiata und in der prächtigen Strophe, für die ein anderer Lypemane, Rousseau, schwärmte, sich selbst gezeichnet hat.

„Inmitten meiner Qualen, meines Kammers, der gerechten Furien, werde ich rasend, irrend leben — vor einsamen, düstern Schatten zittern, — die mir den ersten Fehltritt vorrücken; und der Sonne Anblick, die mein Unglück aufdeckt, mit Ekel und Abscheu fliehen. Furcht vor mir selbst lässt vor mir selbst mich immer fliehen und nicht von mir weichen.“

Unter unverkennbarem Einfluss einer Hallucination zieht er eines Tages ein Messer und geht auf den ins Zimmer des Herzogs eintretenden Diener los. Man sperrte ihn ein, sagt der toskanische Gesandte, nicht sowohl um ihn zu strafen, als aus Sorge um ihn.

Der Unglückliche ging von einem Land in das andere, aber die traurigen Bilder stets hinter ihm her und mit ihnen grundlose Reue, Argwohn vergiftet zu werden, Schrecken der Hölle um der Ketzereien willen, deren er sich vor dem all zu nachsichtigen Inquisitor beschuldigte.

„Mich beunruhigen fortwährend quälende, traurige Vorstellungen,“ gesteht er gegen den Arzt Cavallero, „Bilder und Erscheinungen. Zu allem kommt eine grosse Gedächtnisschwäche; darum bitte ich E. H., daran zu denken, mein Gedächtniss stärken zu wollen, wenn Sie mir die Pillen verschreiben.“ „Ich habe ein Hirnleiden,“ schreibt er an Gonzago, „und wundere mich, dass man Ihnen noch nichts von den Dingen gesagt hat, von denen ich zu mir selbst spreche, von Ehren- und Gunstbezeugungen, Liebesbeweisen von Menschen, Kaisern und Königen meiner Erfindung, Schöpfungen und Reformen aller Dinge nach meinem Belieben.“

Dieser merkwürdige Brief zeigt uns, wie düstere und schmerzliche Vorstellungen in ihm mit heiteren und lustigen je nach den subjektiven Farben der Netzhautspiegelung wechselten. Allerdings nahmen schliesslich die traurigen Bilder überhand, wie er es in einem Sonett sehr schön selbst ausdrückt:

Lasso che questa, al mio pensier, figura
 Ora torbide, or meste, or liete e chiare
 Larve, colle quei spesso, o che mi pare
 Inerme ho pugna, perigliosa e dura.
 Oprà è questo d'incanto — o mia paura
 E la mia maga?

Mich dünkt verfehlt, wenn sie uns Larven schaffet,
 Ob trüb', ob lauter, freudig oder wehe,
 Mit denen oft in hartem Kampf ich stehe.
 Gefährlicher, so scheint mir's ohne Waffe.
 Ist's Zauberwerk? und meine Furcht wohl gar
 Die Zauberin?

Man erkennt aus diesen Versen den Zweifel, welchen seine an den Anblick der Wirklichkeit lange Zeit gewöhnte, mächtige Intelligenz gegen die Täuschungen des Wahnsinns erhebt. Leider aber war dieser Zweifel von nicht gar langer Dauer.

Wenige Tage später schreibt Tasso an Cattaneo:

„Mir ist hier der Teufelaustreiber nöthiger als der Arzt, denn mein Leiden beruht auf Zauberwerk. Ich will Ihnen von meinem Schutzgeist erzählen. Der kleine Schelm hat mir viele Thaler gestohlen, er wirft meine Bücher drüber und drunter, öffnet meine Koffer, versteckt die Schlüssel, so dass ich mich seiner nicht mehr zu erwehren weiss. — Ich bin jederzeit zwar unglücklich, zumeist aber nachts und zweifle, ob man mein Leiden von Hirnkrankheit herleiten darf.“ In einem anderen Briefe sagt er: „Abends glaube ich Funken in der Luft umhersprühen zu sehen; bisweilen entzünden sich meine Augen so stark, dass ich das Gesicht zu verlieren fürchte. Andere Male höre ich erschreckliches Lärmen, Pfeifen, Klingeln, Glockenläuten und Schlagen, als ob sämtliche Uhren sich verständigt hätten, gleichzeitig zu schlagen. Während des

Schlafes glaube ich einen Reiter zu sehen, der auf mich in der Absicht loskommt, um mich zu überreiten, oder ich bilde mir ein, von Ungeziefer bedeckt zu sein. Alle meine Glieder schmerzen mich, mein Kopf wird schwer, aber bisweilen erscheint mir zwischen all den Schmerzen und Schrecken das Bild der Jungfrau in jugendlicher Schöne mit ihrem Sohne, dessen Haupt ein Regenbogen umrahmt.“ Als er später das Hospiz verlassen hatte, erzählte er Cattaneo, dass ein Spukgeist die Briefe wegnehme, worin von ihm die Rede sei. „Es ist das einer jener wunderbaren Vorgänge, die ich im Hospiz selbst mit angesehen habe; ich weiss auch sicher, dass man alle diese Wunderdinge einem Zauberer beimessen muss. Ich habe mehrere Beweise dafür; eines Tages wurde mir um 3 Uhr unter meinen Augen ein Brot entwendet.“

An einer *fibris acuta* erkrankt, wurde er durch die Erscheinung der Jungfrau, der er in einem Sonett dafür dankt, geheilt. Er schreibt und spricht mit seinem Genius, streichelt ihm gleichsam die Hände, vergleicht ihn oft mit seinem alten Messagere und schiebt ihm Gedanken unter, die er vorher seines Wissens niemals gehabt hat.

Swift, der Begründer des Humors, liess schon als Kind erkennen, dass er einmal irr werden würde. Er spazierte eines Tages mit Young in einem Garten, da erblickt er eine Ulme, deren Wipfel fast völlig vom Blätterwerk entblösst ist: „Wie dieser Baum, sagte er, werde ich von oben nach unten sterben.“

Bis zum Wahnsinn stolz gegen die Grossen, verkehrte er mit den ungebildetesten Leuten in den abstossendsten Kneipen. Als Geistlicher schrieb er gottlose Bücher und man sagte von ihm, man hätte ihn vor der Bischofsweihe eigentlich erst taufen sollen.

Vertiginosus, surdus, inops, male gratus amicis — wie er sich selbst schildert, erliegt er fast dem Schmerz über den Verlust seiner geliebten Stella, gleichwohl schreibt er in denselben Tagen eine Burleske „Ueber die Mägde“. Einige Monate später verliert er das Gedächtniss und behält nur seine bissige Zungengeläufigkeit, darauf Misanthrop, spricht und

liest er ein ganzes Jahr lang nicht. Er erkennt Niemand, geht zehn Stunden täglich spazieren, isst im Stehen oder gar nicht und bekommt Wuthanfalle, wenn Jemand sein Zimmer betreten will.

Bei Entwicklung einiger Furunkel scheint er zu sich bessern, man hört ihn wiederholt sagen: „Ich bin toll,“ aber diese Besserung hält nicht an, er verfällt wieder in Stupor, obgleich die Ironie bisweilen seine Vernunft überdauert zu haben schien. Als man im Jahre 1742 ihm zu Ehren eine Beleuchtung veranstaltete, unterbrach er sein langes Schweigen mit den Worten: „Die Narren hätten besser gethan, nichts zu thun.“ Er starb im Jahre 1745 in völlig blödsinnigem Zustande und hinterliess ein Testament, das er mehrere Jahre zuvor aufgerichtet hatte, worin er 11 000 Pfd. Sterling den Irren vermachte. Auch seine Grabschrift hatte er aufgesetzt, worin seine grausamen Seelenqualen mit folgenden Worten geschildert sind:

„Hier liegt Swift, hier, wo die stolze Missgunst ihm nicht mehr das Herz zerreisst.“

Newton, von dem es mit Recht heisst, er habe sich in Gedanken hoch über das Menschengeschlecht erhoben, wurde in seinem Alter von einer Geisteskrankheit betroffen, die allerdings weniger schwer als die vorhin geschilderten war.

Es ist wahrscheinlich, dass er während dieser Krankheit die drei Werke, die Chronologie, die Apokalypse, die Briefe an Bentley verfasst hat, da sie von geringerem Werth und Ernst als die Schriften aus seiner Jugendzeit sind.

Im Jahre 1693, nachdem sein Haus zweimal abgebrannt und er durch übermässiges Arbeiten angegriffen war, hielt er eine so unzusammenhängende und bizarre Ansprache an den Erzbischof, dass seine Freunde erschranken. Um diese Zeit hörte man den sonst so furchtsamen Mann, der sich, wenn er fuhr, krampfhaft mit beiden Händen an den Riemen des Wagens festhielt, verächtlich von Villars sprechen, den er in den Cevennen aufsuchen und bekämpfen wolle. Später schrieb er zwei Briefe, die so dunkel und konfus gehalten waren, dass man daraus ersieht, er sei eigentlich auch in

der Folge von seinem Verfolgungswahn nicht völlig geheilt worden.

Er schreibt an Locke: „Da ich dachte, Sie wollten mich mit den Frauen und anderen Unterhaltungen brouilliren und da ich erfuhr, dass Sie krank sind, so habe ich ihnen den Tod gewünscht. Ich bitte für diesen Gedanken um Verzeihung, auch dafür, dass ich Ihr Buch über die Ideen und das, was Sie noch herausgeben wollen, für unmoralische Bücher gehalten habe. Ich hielt Sie für einen Anhänger von Hobbes. Ich bitte Sie auch dafür um Verzeihung, dass ich gesagt und gedacht habe, Sie hätten mir eine Stelle verkaufen und mir Verlegenheiten bereiten wollen.“ Ihr unglücklicher NEWTON.

Noch deutlicher spricht der Brief an Pepy: „Während des Winters, wo ich am Feuer sass, habe ich mich verwöhnt; eine Epidemie hat das so gesteigert, dass ich seit 14 Tagen keine Stunde und seit 5 Tagen sogar keine Sekunde geschlafen habe. (Da sieht man den Mathematiker!) Ich erinnere mich Ihnen geschrieben zu haben, weiss aber nicht was. Wenn Sie mir die Stelle schicken, so will ich sie Ihnen erklären.“ Um diese Zeit antwortete er Denjenigen, die ihn um Belehrung über einige Punkte in seinen Werken ersuchten: „Wendet euch an Moivre, er weiss mehr davon als ich.“¹

ROUSSEAU. Wer ohne Bekanntschaft mit Irrenanstalten sich einen Begriff von den inneren Qualen eines Lypemanen verschaffen will, der braucht nur ROUSSEAUS Schriften zu durchfliegen, insbesondere die letzten, d. h. die Bekenntnisse, die Gespräche und die Träumereien eines Spaziergängers.

Ich habe, heisst es in den Bekenntnissen, sehr ausgeprägte Leidenschaften, deren Ungestüm zu Zeiten keine Grenzen kennt. Ich habe dann nur für den einen Gegenstand, der mich gerade beschäftigt, Auge und Ohr, die ganze übrige Welt gilt mir dann nichts. Das dauert jedoch nur einen Augenblick, der nächste schon vernichtet mich wieder. — Ein einziges Stück schönes Zeichenpapier hat mehr Reiz für mich als Geld, für das ich einen Kupferstich kaufen könnte.

¹ BIOT-MÉLANGES I, p. 273. — ARAGO IV, p. 337.

„Ich erblicke einen Gegenstand . . er führt mich in Versuchung; aber nur so lang als ich nicht die Mittel habe, ihn zu erwerben. Ich war also ein Dieb und bin es bisweilen noch angesichts von Kleinigkeiten, die ich lieber stehle, anstatt sie mir zu erbitten.“

Das ist der Unterschied zwischen dem Kleptomanen und dem eigentlichen Dieb. Der erstere stiehlt aus Instinkt, um zu stehlen, der andere stiehlt aus Eigennutz, um sich einen Gegenstand anzueignen; Jener wird von allem, was ihm in die Augen fällt, dazu verführt, dieser nur von Dingen, die irgend einen Werth haben.

Von Sinnlichkeit beherrscht, war es ihm unmöglich, irgend einen Widerstand zu leisten, das geringfügigste Vergnügen, das sich darbot, bestrickte ihn mehr als alle Paradiesesfreuden. Ein Mittagmahl bei einem Mönch (Bruder Pontierre) verleitet ihn zum Religionswechsel, eine leichte Zurückweisung veranlasst ihn, einen epileptischen Freund auf der Reise zu verlassen. Nicht bloss die Leidenschaften sind bei ihm krankhaft und gewaltsam, auch die Intelligenz ist schon in seiner Jugend gestört. Er liefert uns selbst den Beweis hierfür. Seine Einbildungskraft stimmt niemals einen heiteren Ton an, als wenn er wirklich leidet. Er vermag nicht angenehme Begegnisse in schönem Lichte darzustellen, es sind immer nur erträumte Ereignisse, die er so ausschmückt. Will er den Frühling schildern, so muss es Winter um ihn sein. — Auch Swift schrieb seine lustigsten Briefe während der Trauer um seine Stella. Beide glänzten sie durch ihre Schilderung des Absurden. Wirkliche Leiden thaten Rousseau nicht weh, desto mehr die eingebildeten; das Unglück, das er hat, findet ihn gefasst, aber nicht dasjenige, welches er fürchtet.

Aehnlich ergeht es Leuten, die sich aus Furcht vor dem Tode umbringen. Beim ersten Blick in ein medizinisches Werk glaubt er alle darin beschriebenen Krankheiten zu haben, er wundert sich nicht darüber, dass er gesund ist, sondern dass er noch am Leben ist. Schliesslich meint er an einem Herzpolyphen zu leiden. Es war das nach seinem eigenen Geständniss eine Narrheit, ein Ausfluss unnöthiger und über-

triebener Empfindung, für die ihm eine anderweitige Verwendung fehlte.

„Es giebt Zeiten, in denen ich mir selbst so unähnlich vorkomme, dass man mich für einen anderen Menschen halten könnte. Seht mich im ruhigen Zustande an, so bin ich die Indolenz und Schüchternheit selbst. Muss ich sprechen, so weiss ich nicht, was ich sagen soll. Gerathe ich dagegen in Leidenschaft, so finde ich sofort die Worte. Mein Ideenlauf ist unsicher, langsam, träge und geräth nur in Fluss, wenn es zu spät ist.“

Die maasslosesten, unsinnigsten, kindischesten Vorschläge verführen ihn, gefallen ihm, erscheinen ihm ausführbar. 18 Jahre alt, macht er sich in Gesellschaft eines Freundes auf den Weg und glaubt mit einem kleinen Heronsbrunnen, den er den Bauern vorzeigen will, so viel zu erübrigen, um davon leben zu können.

Demzufolge verfällt er denn auch auf allerlei Gewerbe, von edelster Art bis zu den niedrigsten hinab, schwört für Geld seinen Glauben ab, wird Uhrmacher, Schiffsknecht, Musiklehrer, Kupferstecher, Maler, Bedienter, Sekretär und Diplomat in spe. Betreffs der Wissenschaft und Litteratur macht er bald in Medizin, Musik, Theologie und Botanik.

Uebermässig geistige Anstrengung bei einem Denker, bei welchem der Gedankenfluss träge war, zumal ein stets im Zunehmen begriffener Ehrgeiz hinzutrat, verwandelte die Hypochondrie nach und nach in Melancholie und endlich in Manie. „Meine Aufregungen, mein Zürnen hat mich“ — so schreibt er — „so in Athem gehalten, dass ich zehn Jahre lang delirirte und nun jetzt erst ruhig bin!“ Ruhig? Damals, wo die chronisch gewordene Krankheit ihm nicht mehr gestattete — selbst auf kurze Pausen nicht — das Wahre von dem Falschen in seinen Befürchtungen zu unterscheiden!

Er nimmt denn auch Abschied von der grossen Welt, in der er sich niemals heimisch gefühlt hat und zieht sich in die Einsamkeit zurück; aber auch auf dem Lande verfolgen ihn die Leute aus der Stadt, die Dünste der Selbstsucht, die Unruhe der Weltleute verleiden ihm die freie Natur. Ja, wenn

er sich in den Wäldern versteckt, man folgt ihm auch dahin, und wir gedenken noch einmal der Worte TASSOS:

„Und vor mir selber flüchtig, bin ich immer doch bei mir.“

ROUSSEAU hat wohl an diese Verse gedacht, als er an Corancez schrieb, Tasso habe als Prophet von ihm gesprochen. Später glaubt er, Preussen, England, Frankreich, Könige, Frauen, Priester und Männer haben im Zorn über gewisse Aussprüche in seinen Büchern einen furchtbaren Krieg begonnen, dessen, wenigstens scheinbare, Folgen ihm zur Erklärung seines tiefen Missbehagens dienen. In ihrer Grausamkeit haben seine Feinde auch das nicht vergessen: „Die Marter so abzustufen, dass sie seine Schmerzen stets erneuern und ihm neue Schläge beibringen können.“ Der Gipfel ihrer Bosheit bestehe aber darin, ihn mit Wohlthaten und Lobsprüchen zu überschütten.

Seine Feinde gehen selbst so weit, die Gemüseverkäufer zu bestechen, dass sie Rousseau ihre Waren zu einem billigeren Preise ablassen und nur die besten liefern. Die Absicht dabei sei, seine Niedrigkeit und ihr Wohlwollen ans Licht treten zu lassen.

Während des Aufenthaltes in London verwandelt sich seine Melancholie in Manie. Er bildet sich ein, Choiseul liesse auf ihn fahnden; er lässt seine Sachen und sein Geld im Hôtel und flüchtet an die Küste, wo er seine Wirthe mittelst Stückchen von silbernen Löffeln bezahlt. Der Wind ist bei der Ueberfahrt ungünstig; auch diesen Umstand deutet er als Folge der ihn umstrickenden Verschwörung. Ausser sich, hält er von einem Hügel herab in schlechtem Englisch eine Anrede an das Volk von Wharton, das ihn stumm anhört, worin er Rührung zu sehen vermeint.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich sind seine unsichtbaren Feinde, die jede seiner Bewegungen bespioniren und missdeuten, noch nicht besänftigt. Wenn er ein Zeitungsblatt liest, so behaupten sie, er konspirire, wenn er den Duft einer Rose einsaugt, so suche er ein Gift für sie. Man macht ihm aus allem ein Verbrechen. Um ihn besser überwachen zu können, stellt man ihm einen Bilderhändler vor die Thür; sie

veranlassen, dass seine Thür nicht mehr zugeht; kein Besucher betrete seine Schwelle, den man nicht zuvor gegen ihn eingenommen habe.

Die Feinde haben seinen Kaffeelieferanten, seinen Haarkräusler, seinen Gastwirth gewonnen, der Stubenbohner habe kein Wachs, wenn Rousseau nach ihm verlangt, der Seineschiffer kein Boot, wenn Rousseau über das Wasser will. Er bittet, man solle ihn ins Gefängniss bringen . . . auch diese Gunst werde ihm versagt. Um ihn seiner einzigen Waffe, der Presse, zu berauben, wird ein Buchhändler, den er nicht einmal kennt, verhaftet und in die Bastille gesperrt.

Der Gebrauch, eine papierene Puppe um Fastnacht zu verbrennen, ist abgekommen. Man führt ihn wieder ein, unstreitig um Rousseau damit zu verhöhnen und ihn in effigie zu verbrennen; die Kleider, mit denen man die Puppe behängt, gleichen ja den seinigen.

Auf dem Lande begegnet ihm ein Kind, das ihm schmeichelt und zulächelt, er dreht sich nach ihm um und will ihm antworten, da erblickt er plötzlich einen Mann, aus dessen finstern Gesicht er erkennt, dass es ein von seinen Feinden abgeschickter Spion ist. (Die Diagnose ist eigenthümlich.)

Unter dem unaufhörlichen Einfluss des Verfolgungswahnes schrieb er die *Dialogues sur Rousseau jugé par Rousseau*, in welchen er ein treues und ausführliches Gemälde seiner Hallucinationen entwirft, in der Absicht, seine unzähligen Feinde zu entwarnen.

Um diese Selbstvertheidigung bekannt zu machen, reicht er — ganz nach Art derartiger Wahnsinnigen — jedem Vorübergehenden, in dessen Gesicht er nicht einen von seinen Feinden Bestochenen erkennt, ein Exemplar. Die Schrift war allen Franzosen, die Freunde der Wahrheit sind, gewidmet. Merkwürdigerweise fand sie trotz und vielleicht gerade um dieses Titels willen keine freudigen Abnehmer. Mehrere verweigerten die Annahme geradezu!¹

¹ Die ungünstige Aufnahme dürfte sich aus zahlreichen Stellen der seltsamen Bittschrift erklären, deren Anfang folgendermaassen lautet:

Da er sich von nun an auf Niemand in der Welt mehr verlassen zu können meint, wendet er sich wie Pascal an Gott selbst in einem zärtlichen und vertraulichen Schreiben, dann in einer sonderbaren Aufwallung, um sein Sendschreiben direkter an Gott gelangen zu lassen und seiner Hülfe sich zu vergewissern, legt er den Brief und das Manuskript der Dialoge unter dem Altar der Notre-Dame de Paris nieder, als ob der Schöpfer des Weltalls, der Gott der Philosophen, unter der Kuppel einer Kathedrale sitze! Da er aber das Gitter geschlossen findet, so hegt er den Verdacht, auch der Himmel sei gegen ihn verschworen.

Dussaulx, der ihn in seinen letzten Jahren besuchte, theilt mit, er habe auch seinem Hunde misstraut und in dessen zu häufigem Wedeln ein Geheimniss gewittert.¹

Der Grössenwahn verliess ihn aber nicht. Den Beweis dafür finden wir in den Confessions, wo er die ganze Welt herausfordert, ihm einen Besseren, als er sei, zu zeigen.

Allen diesen Zeugnissen zufolge haben Voltaire und Corancez, wie mir scheint, nicht so ganz Unrecht mit der Behauptung „Rousseau war geisteskrank und hat es selbst zugegeben.“ Zahlreiche Stellen in den Confessions und in Grimms Briefen spielen noch auf andere Erscheinungen an, wie Blasenlähmung und Spermatorrhoe, die wahrscheinlich vom Rückenmark ausgingen und die melancholische Stimmung bei ihm gefördert haben.

Endlich muss man des Umstandes gedenken, dass Rousseau, gleich manchen anderen Degenerirten, sehr frühzeitig entwickelt,

„Franzosen, ehemals die liebenswürdigste und angenehmste Nation, was ist aus euch geworden? Wie anders seid ihr jetzt gegen einen unglücklichen Fremden, der, allein stehend, ohne Stütze, ohne Vertheidiger, von eurer Gnade abhängig ist, deren er nicht bedürfte bei einem gerechten Volke.

Und weiterhin:

„Gebet den alten Namen Franken auf, der euch schamroth machen muss! . . . Franzosen, man lässt euch in einem Wahn, der nicht endet so lang ich lebe.“

¹ BUGEULT, *Etudes sur l'état mental de Rousseau*, 1876, p. 123.

in geschlechtlicher Beziehung perverse Neigungen gezeigt hat. In seinem Verkehr mit Frauen fand er nur einen Genuss, wenn sie ihn auf den nackten Körper wie ein Kind schlugen, oder wenn sie ihm droheten.¹

LENAU — einer der grössten Lyriker der Neuzeit — beschloss vor wenigen Jahren in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien sein Leben, das von früher Kindheit an ein auffallendes Gemisch von Genie und Wahnsinn darbot. Als Sohn eines stolzen Patriziers und einer katholischen, sehr gefühlvollen und strenggläubigen Mutter, äusserte er schon früh Neigung zum Trübsinn, zu Musik und Mysticismus. — Er studirte Medizin, Jura, Ackerbaukunde, vor allem aber Musik.

1831 beobachtete Kerner an ihm deutliche Anfälle von Melancholie, in welchen er nächtelang in den Gärten verweilte und sein Lieblingsinstrument spielte.

„Ich fühle mich wie durch eine Schwerkraft zur Traurigkeit hingezogen,“ schrieb er an seine Schwester. „Der Dämon des Wahnsinns wühlt in meinem Innern; ich bin wahnsinnig. Dir, Schwester, darf ich das sagen, du wirst mich dennoch lieb haben.“ Dieser Dämon bewog ihn, fast ohne Zweck nach Amerika zu gehen. Er kommt zurück, sieht sich gefeiert und mit Freuden von allen Seiten empfangen, aber die Hypochondrie hat ihren scharfen Zahn tief in sein Herz eingehauen. Alles ist unnütz.“²

Dieses unglückliche Herz war allerdings krank, er litt an Pericarditis, von der er nicht völlig genas.

Seitdem verlässt ihn der Schlaf, sein alter Freund und einziger Arzt in seinen Leiden. Jede Nacht ist er von furchtbaren Bildern umringt. „Man könnte sagen,“ schreibt er in einer bei Irren nicht ungewöhnlichen Weise, „der Teufel halte Jagd in meinem Bauche. Ich höre darin fortwährendes Hundegebell und höllisches Todtenecho. Scherz beiseite, man könnte darüber in Verzweiflung gerathen.“

Die Misanthropie, wie wir sie bei Cardano, Haller, Swift

¹ *Revue philosophique*, 1883.

² SCHURZ, Lenaus Werke V, 1, S. 275

und Rousseau kennen gelernt haben, stellt sich bei Lenau schon um 1840 ein mit dem ganzen Gefolge von Manie. Deutschland errichtet ihm Triumphbogen und giebt ihm Feste; er entflieht und irrt zwecklos von Land zu Land, Unruhe und unbegründete Zornausbrüche quälen ihn, er fühlt sich ausser stande, zu arbeiten, wie ein Mensch, sagt er, dem *non est firmum sinciput*.

Sein Appetit wird toll, wie sein Hirn es ist. Er fällt wieder dem Zauber des Mysticismus seiner Jugend anheim, studirt die Gnostiker, liest wie ehemals die Geschichten von Zauberern und dergl., trinkt enorme Mengen Kaffee und raucht unmässig. „Man glaubt gar nicht, wie sich bei mir neue Gedanken entwickeln, nach jeder Bewegung, die ich mir mache und besonders beim Anzünden einer neuen Cigarre.“ Er schreibt Nächte hindurch, läuft umher, reist, sinnt über eine Heirath, entwirft Pläne zu grossen Arbeiten und führt keine aus. Das war der letzte Anlauf eines grossen Geistes. Im Anfang des Jahres 1844 klagte Lenau immer mehr über Kopfschmerz, beständigen Schweiss, ungeheure Schwäche. — Die linke Hand, die Augen- und Wangenmuskeln sind gelähmt, er macht Fehler beim Schreiben, z. B. mir gut für mir geht, oder macht ungehörige Witzchen, wie „je ne suis pas delirant, mais lyrique.“

Am 13. Oktober macht er einen Selbstmordversuch, wird daran gehindert, bricht in Wuth aus, zerschlägt und zerbricht alles, verbrennt seine Manuskripte. Nach und nach beruhigt er sich und gewinnt sogar so viel Einsicht, seinen Anfall zu beurtheilen und zu beschreiben. Daraus entsteht das furchtbar chaotische Gedicht „Die Traumgewalten“; das war noch ein Lichtstrahl in der Nacht, der Genius, dem es zum letztenmal gelang, den Wahnsinn zu dämpfen.

Sein Zustand verschlimmerte sich jedoch wieder, es kam ein zweiter Selbstmordversuch und ihm folgte der leidige Zustand von schwächlicher Erregtheit, welcher die progressive Paralyse einleitet.

„Ich geniesse mein Leben,“ schreibt er, „ich freue mich, dass anstatt der früheren schrecklichen Bilder mir jetzt so

liebliche, köstliche erscheinen.“ Er bildete sich ein, in Walhalla zu sein, in Gesellschaft von Goethe; er meinte, König von Ungarn zu sein und gewaltige Siege erfochten zu haben; er machte Wortspiele über seinen Familiennamen (Niembsch).¹

1845 verliert er das früher sehr feine Geruchsvermögen, er mag die ihm früher so lieben Veilchen nicht mehr, er erkennt seine alten Freunde nicht.

Trotz dieses trostlosen Zustandes verfasst er ein lyrisches Gedicht in übertrieben mystischem Stile, das gleichwohl nicht ganz der alten Schönheit entbehrt. Da ihm eine Büste Platos gezeigt wird, ruft er: Das ist der Mann, der die stupide Liebe erfunden hat. Als er einmal Jemanden sagen hörte, hier wohnt der grosse Lenau, entgegnete er: „Jetzt ist der Lenau sehr, sehr klein!“ und weinte lange. „Lenau ist unglücklich,“ waren seine letzten Worte, als er am 22. August 1850 starb.

Die Leichenschau ergab nichts weiter als etwas serösen Erguss in die Hirnhöhlen und Spuren von Pericarditis.

Széchényi. — Gleichfalls im Döblinger Asyle endete einige Jahre später eine andere Grösse, Széchényi,² der Begründer der Donauschiffahrt und der Ungarischen Akademie, der Förderer der Revolution von 1848. Beim Niedergang der Revolution hörte man Széchényi, der noch Minister war, seinen Kollegen Kossuth bitten, ihn nicht hängen zu lassen. Man hielt das für einen Scherz; das war es aber nicht. Széchényi sah das Unglück voraus, das über sein Vaterland hereinbrach und hielt sich mit Unrecht dafür verantwortlich.

Der Verfolgungswahn hatte ihn ergriffen und drohte rasch in Wuth überzugehen und ihn zum Selbstmord zu treiben. Etwas ruhiger geworden, überfiel ihn eine krankhafte Geschwätzigkeit, die beim Diplomaten und Verschwörer etwas Seltenes ist.

Tag für Tag stellte er alle Irre, Blödsinnige und, was noch schlimmer, alle Feinde seines Landes, die er im Asyle traf, und beichtete ihnen seine eingebildeten Sünden.

¹ NICOLAUS NIEMBSCH, Edler v. Strehlenau, geb. 13. August 1802 zu Ezatad in Ungarn, † 1850.

² KECSKEMETKY, S. Széchényis staatsmänn. Laufbahn u. s. w., Pest 1866.

1850 erwachte in ihm eine alte Leidenschaft für das Schachspiel, die zu einer wahren Manie wurde. Man musste einen armen Studenten dafür bezahlen, dass er täglich 10—12 Stunden mit Széchényi Schach spielte. Darüber verlor der unglückliche Partner des letzteren den Verstand, aber er (S.) kam wieder zu sich. Sein Widerwille gegen den Verkehr mit Menschen minderte sich, auch der gegen den Besuch seiner Verwandten.

Von krankhaften Schrullen blieb ihm nur die Empfindlichkeit gegen das helle Licht, und dass er durchaus nicht sein Zimmer verlassen wollte. An gewissen Tagen willigte er darin, seine geliebten Kinder vor sich kommen zu lassen. Stillschweigend führte er sie an seinen Arbeitstisch und las ihnen seine Arbeiten vor. Es bedurfte aber wunderlicher Kunstgriffe, um ihn zum Betreten des Parkes zu bewegen.

Seine Intelligenz war intakt geblieben, sie hatte sogar gewonnen. Er hielt sich auf dem Laufenden aller Erscheinungen der deutschen und magyarischen Litteratur und merkte auch den leisesten Hauch eines bessern Geschicks für sein Vaterland. Als er sah, dass eine österreichische Intrigue die Vollendung der Orientbahn hindern wollte, schrieb er an Zichy einen Brief, aus welchem die ganze Schärfe seines Verstandes hervorleuchtet. Wir führen einige Stellen daraus an.

„Was schon einmal in der Welt vorgekommen, erscheint oft unter einer anderen Form und unter anderen Verhältnissen wieder. Eine zerbrochene Flasche kann freilich nicht wieder ganz werden, gleichwohl lassen sich die Scherben wieder gebrauchen; man kann sie in den Ofen schieben, sie einschmelzen und daraus ein Gefäß fertigen für den König der Weine, den Tokayer, während die ehemalige Flasche vielleicht nur einen schlechten, verdorbenen Wein enthalten hat. Das grösste Lob, das man einem Ungarn nachsagen kann, ist, dass er standgehalten hat. Du kennst, lieber Freund, unser altes Sprichwort: „Feststehen, wenn auch die Füße im Kothe stecken.“ Halten wir uns daran, ohne Rücksicht auf die Vorwürfe unserer Brüder, wenn es das allgemeine Beste gilt. Auf seinem Posten bleiben mitten im Kothe, den gewisse fanatische und

leichtfertige Patrioten ihren Brüdern und Waffengefährten ins Gesicht schleudern, sich daran anklammern, wenn wir auch den Schlag auf unserer Wange fühlen, — das muss die Losung unserer Zeit sein.“

Als 1858 das österreichische Ministerium eine Pression auf die Ungarische Akademie übte, damit dieselbe den Artikel ihrer Statuten aufhobe, der ihr die Pflege der magyarischen Sprache überwies — und zwar als Grundbestimmung ihrer Stellung —, schrieb Széchényi einen anderen Brief, der seine ganze Seele schildert.

„Darf ich schweigen, wenn ich diese edle Stiftung vernichten sehe? Kann ich die Dienste vergessen, welche diese Wohlthat unserem Lande geleistet hat? Ich frage das, ich, dessen Uebel nicht in einem verschwommenen Ideenwirrarr besteht, sondern im Gegentheil in der unseligen Gabe, zu klar, zu hell zu sehen und mir keine Illusion zu machen. Soll ich nicht den Weckruf erheben, wenn ich sehe, wie unsere von einem Wahn verblendete Dynastie gegen das energischste ihrer Völker sich verbeißt, gegen dasjenige, welchem die Zukunft das höchste Los bewahrt, und wie sie es nicht nur missachtet, sondern es ersticken, ihm jeden eigenen Charakter entreissen will und damit den Jahrhunderte alten Bau des Reiches bis in seine Wurzeln untergräbt. Als Gründer dieser Akademie gebührt mir das Wort. So lange mein Kopf auf meinen Schultern steht, so lange mein Hirn nicht ganz umnebelt, das Licht meiner Augen nicht von ewiger Nacht bedeckt ist, bestehe ich auf meinem Rechte, über das Reglement zu entscheiden. Unser Kaiser wird früher oder später begreifen, dass die Vermischung aller Rassen des Reiches eine Utopie seiner Minister ist; der Tag wird kommen, wo alle sich losmachen, Ungarn allein, das mit keiner Rasse der übrigen europäischen Nationen verwandt ist, wird seinem eigenen Geschick unter der Aegide der königlichen Dynastie entgegengehen.“

Das war im Jahre 1858. Im folgenden Jahre, vor dem Kriege, sagte er die Niederlage vorher und schilderte die Folgen. „Es giebt Krisen,“ sagte er, „die zur Heilung führen, falls der Kranke nicht unheilbar ist.“ Er liess in London ein Buch

veröffentlichen, in welchem er in bizarr humoristischer, zugleich aber auch in erschreckender Weise die Leidensgeschichte Ungarns schildert, die Zukunft des Landes skizzirt und ihm eine versöhnliche Politik anrath, die mit der österreichischen Hand in Hand geht, ohne ihr untergeordnet zu sein.

Er sagt selbst von dem Buche: „Es ist ein elendes Machwerk. Wisset ihr aber, wie die Margaretheninsel zu stande gekommen ist? Einer alten Sage nach ging die Donau früher über die Stelle weg, wo jetzt die Insel liegt. Ein Aas sei angeschwommen und sei, man weiss nicht wodurch, gegen eine Sandbank gestossen und da hängen geblieben; Blätter, Zweige, ganze Bäume und alles, was der grosse Fluss mit sich führt, habe Stücke davon dagelassen, so dass eines Tages die prächtige Insel ans Licht kam. Mein Werk ist gewissermassen dem Aase ähnlich. Wer weiss, was eines Tages daraus werden kann?“

Wenige Monate später folgte Hübner auf Bach; das liberale System hielt seinen Einzug. Der unglückliche Széchényi war ausser sich vor Freude; von seinem Zimmerchen aus ermutigte er den Minister, schickte ihm Reformpläne, verfasste oder inspirirte Denkschriften über Oesterreichs Wiederbelebung, wobei er Ungarn nicht vergass. Viele hervorragende österreichische Politiker kamen zu ihm und horchten auf seine Rede. Der Traum ging aber zu schnell vorüber. Auf Hübner folgte Thierry, Bachs Schüler, angethan mit den alten Systemen und den verrotteten Werkzeugen Oesterreichs; alle Reformen wurden beiseite geschoben. Bei dieser Nachricht gerieth Széchényi ausser sich, er wendet sich an Rechberg und bittet ihn flehentlich, den Kaiser über seine neuen Fehler aufzuklären, bevor es zu spät sei, er übergiebt ihm ein Programm zu einer Konstitution für Oesterreich und eines desgleichen für Ungarn. Die inneren, untergeordneteren Angelegenheiten sollten in jedem der beiden Länder für sich, die allgemeinen Interessen zusammen behandelt werden. Weniger weitsichtig, als der geniale Geistesranke, meint Rechberg kopfschüttelnd, man sehe, dass solch ein Vorschlag aus einem Irrenhause komme.

Noch mehr. In dem Wahn, dass Széchényi ein gemeiner Verschwörer sei, schickt der Minister Thierry seinen Häscher

in das Asyl, Nachforschungen über ihn einzuziehen, bedroht ihn mit Gefängniß und beraubt ihn seiner Papiere.

Der Unglückliche, dessen Wahnsinn in nichts als dem unwiderstehlichen Drange bestand, seinem Vaterlande Dienste zu leisten, bereut und fürchtet, nicht genug dafür gethan zu haben, er sieht jeden Weg zu Unternehmungen und Hoffnungen sich abgeschnitten. Vergebens sucht er seinen brennenden Schmerz zu unterdrücken, indem er wieder bis zur Verzweiflung Schach spielt. Endlich macht ein Pistolenschuss seinem Leben ein Ende. Das geschah am 8. April 1860.

Im Jahre 1867 wurde Franz Joseph als König von Ungarn gekrönt, die Träume des Irren von Döbling wurden zur Wahrheit, und Rechberg, der sie verspottet hatte, wurde dazu berufen, sie ins Leben treten zu lassen.

E. T. A. Hoffmann, als Dichter, Zeichner und Musiker hervorragend, war ein wüthender Trinker. Seine Zeichnungen wurden zu Karikaturen, seine Erzählungen grausenerregend, seine Musik ein Chaos von Tönen, und so ist er der eigentliche Begründer der phantastischen Dichtung geworden. Mehrere Jahre vor seinem Tode schrieb er in sein Tagebuch: „Warum läuft all mein Sinnen bei Tag und Nacht auf das Thema vom Wahnsinn hinaus und wider meinen Willen! Es ist, als ob die wirren Vorstellungen meinem Hirn entsprudeln, wie das Blut aus geöffneten Adern.“ Er war gegen die Vorgänge in der Atmosphäre so sehr empfindlich, dass er auf Grund seiner Empfindungen eine den meteorologischen Erscheinungen genau gleichlaufende Stufenleiter aufstellte.

Lange Jahre hindurch litt er an Verfolgungswahn mit Gesichtstäuschungen, bei welchen er die Phantasiebilder seiner Erzählungen in wirkliche Sachen und Personen sich verwandeln sah.

Der berühmte Physiologe, der Sicilianer Fodera erklärte oft, er könne mittelst eines sehr einfachen Ofens zweitausend Menschen mit Brot versehen und mit vierzig Soldaten jedwede Armee, und wenn sie aus Millionen bestehe, zu Grunde richten.

Im Alter von 50 Jahren schwärmt er in Liebe für ein ihm gegenüber wohnendes junges Mädchen, das ihm, als er

von der Strasse aus die reizende Gestalt mit Ekstase betrachtet, um ihn los zu werden, einen gewissen Topf über den Kopf giesst. Fodera war dadurch nicht abgeschreckt, er hielt das im Gegentheil für einen Liebesbeweis und geht ganz entzückt nach Hause. Im Hofe sieht er ein Huhn, das seiner Meinung nach dem geliebten jungen Mädchen ausserordentlich ähnlich ist. Er kauft es sogleich, küsst und streichelt es und lässt sich von dem Thierchen alles Mögliche gefallen; es darf die Bücher, Möbel und Kleider beschmutzen und selbst zu ihm ins Bett kriechen.¹

Der ausgeprägteste Typus von Wahnsinn bei grossem Geiste ist aber durch Schopenhauer vertreten.²

Schopenhauer. Er erzählt selbst, dass er seine Intelligenz von seiner Mutter, einer sehr lebendigen, aber gemüthlosen Schriftstellerin, seinen Charakter vom Vater, einem bis zur Verrücktheit menschenfeindlichen Danziger Kaufherrn, überkommen habe.

Schon als Kind war er schwerhörig. Er glaubt, von seinem Vater seinen ungewöhnlich grossen Schädel, seine hohe Gestalt, die Taubheit und den feurigen Blick geerbt zu haben.

Er bereiste in Begleitung eines Geistlichen England, lernte die englische Sprache und Litteratur kennen und die Scheinheiligkeit seiner Gastfreunde verachten. Trotz des beständigen Wechsels der landschaftlichen Eindrücke auf diesen Reisen blieb er unlustig und liess seinem Missvergnügen mit sich selbst und der Umgebung oft freien Lauf. „Von Kindheit an war ich immer melancholisch,“ sagt er selbst. „Einmal, ich war vielleicht 18 Jahre alt, dachte ich bei mir, die Welt kann nicht das Werk eines Gottes sein, nein, sie muss von einem Teufel herrühren. Ich hatte freilich zu sehr unter dem Temperament meines Vaters gelitten.“

Eingebildete Krankheiten setzten ihn in Schrecken; die erhabene Alpennatur der Schweiz machte ihn traurig, anstatt ihn zur Bewunderung hinzureissen.

¹ COSTANZO, *Follia anormale*, Palermo 1876.

² GWINNER, Schopenhauers Leben, 1878. — RIBOT, *La philosophie de Schopenhauer*, 1885 (éd. 2^e). — CARL V. SEDLITZ, Arthur Schopenhauer vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet, Dorpat 1872.

Schopenhauers Mutter hatte wie Alle, die mit ihm in Berührung kamen, von seinem traurigen Charakter viel zu leiden, denn als er, 19 Jahre alt, gegen Ende 1807 zu ihr nach Weimar kommen wollte, schrieb sie ihm: „Ich habe dir stets gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, so lange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschliessen. Ich verkenne ja nicht den Fond von Güte, den du hast, und wahrhaftig! das was mich von dir entfernt, das ist nicht deine Seele, dein Inneres, es ist deine Aussenseite, deine Ansichten, deine Urtheile, deine Art und Weise, dich zu geben; kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Aussenwelt angeht, übereinstimmen; auch dein Missmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsternen Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne dass man dagegen etwas einwenden dürfte, bedrücken mich, verstimmen meinen heitern Humor, ohne dass es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, dein Lamentiren über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nächte und üble Träume.“

Später hielt er sich immer mehr von seiner Mutter fern und führte als Grund dafür an, sie habe das Andenken seines Vaters missachtet, sie habe durch Freigebigkeit das gemeinsame Vermögen verschwendet und ihn in die Nothwendigkeit versetzt, sein Brot mit Arbeiten zu verdienen. Eine derartige Anstrengung entsprach nämlich seinem Temperament ganz und gar nicht infolge eines Angstgefühles, das, wie er selbst gesteht, oft an Verrücktheit grenzt.

„Wenn mich nichts beunruhigt, so quält mich der Gedanke, dass es etwas giebt, was mir verborgen ist. *Misera conditio nostra.*“

1814 verliess Schopenhauer Weimar, um sein grosses Werk zu beendigen. Er ist überzeugt, dass er zuerst den einzigen möglichen Weg bahnen solle und könne, der die Menschen von Geist und Herz zur Wahrheit führe; er fühlt in sich

etwas mehr als die blosse Wissenschaft sich regen, er ist sich bewusst, dass es etwas Dämonisches ist.

Schon 1813 hatte er geschrieben: „Unter meiner Hand, noch mehr aber in meinem Kopfe reift eine Arbeit, eine Philosophie, welche Ethik und Metaphysik zugleich ist, die man bisher immer unvernünftigerweise voneinander getrennt hat, ebenso wie man den Menschen in Seele und Leib zerlegt. Das Werk wächst und krystallisirt sich stufenweise und langsam wie der Fötus im Mutterleibe; ich weiss noch nicht, was dabei zuletzt herauskommt.

Ich erkenne ein Glied, ein Organ, einen Theil nach dem anderen, ich schreibe, ohne zu untersuchen, was daraus entspringen kann, denn ich weiss, alles wächst auf demselben Boden. So kommt ein organisches, lebensfähiges System zu stande.

Das Gesamtbild des Werkes ist mir nicht klar, ebenso wenig wie eine Mutter den Fötus kennt, der sich in ihrem Leibe entwickelt, den sie aber sich rühren fühlt. Mein Geist saugt Nahrung aus der Welt mittelst der Intelligenz und des Denkens. Diese Nahrung giebt meinem Werke den Körper; gleichwohl begreife ich nicht, warum das in mir und nicht bei Anderen geschieht, die doch dieselbe Nahrung aufnehmen.

O Zufall! Beherrscher dieser Gedankenwelt, lass mich noch einige Jahre leben und ruhig bleiben, denn ich liebe mein Werk wie eine Mutter ihr Kind. Wenn es reift und ans Licht gebracht ist, dann gebrauche dein Recht und halte dich schadlos für den gewährten Aufschub. Wenn ich aber in diesem eisernen Jahrhundert vor jener Stunde erliegen sollte, so mögen diese noch unreifen Prinzipien und Studien von der Welt empfangen werden so wie sie sind, bis vielleicht ein verwandter Geist erscheint, der die Gliedmaassen herausfindet und zusammensetzt.“

Das charakteristische Symptom, welches allen Denjenigen gemein ist, die auf dem Wege zur Verrücktheit sich befinden, der schnelle Uebergang von tiefster Traurigkeit zur Lustigkeit, findet sich auch bei Schopenhauer.

In den Momenten ruhiger Erwägung schreibt er im Jahre 1814, nachdem er gefunden hat, dass die Menschen „eine mit etwas Arsenik versetzte Brotwassersuppe“ sind und dass in ihnen eine ähnliche Selbstsucht herrscht, wie die ist, welche den Hund an den Herrn bindet — „und jetzt nimm dich nur nicht aus, prüfe deine Liebe, deine Freundschaften, sieh zu, ob deine objektiven Urtheile nicht grossentheils subjektiv, unrein sind“; und auf einer anderen Seite: „Ebenso wie der schönste Körper Schlacken und mephitische Dünste in sich trägt, ebenso zeigt der edelste Charakter Züge von Bosheit, das grösste Genie Spuren von Niedrigkeit und ungemessenem Stolz.“

Auf dieselben Gegensätze stösst man auch in seinem Leben. Bald ein bissiger, höhnischer Kritiker, äussert er die hochmüthigste Selbstüberhebung, bald verfällt er in die niedrigste litterarische Platitude; in die Betrachtung der Natur versenkt, irrt er in der reizenden Umgebung Dresdens umher, dann wieder wälzt er sich in gemein-prosaischen Liebesabenteuern, aus denen ihn vornehme Freunde herausreissen müssen, und das gerade damals, als er an seinem grossen Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ arbeitete, einem Werke, das die Welt in Staunen versetzen sollte. „Er gab damit ein Beispiel von *Mania puerperii spiritualis* — ähnlich derjenigen Manie, von welcher *gravidæ* oft befallen werden.“¹

Schopenhauer äusserte selbst gegen Frauenstedt, dass er in der Zeit, wo er an seinem Werke arbeitete, doch wohl in seinem Wesen und Betragen etwas Seltsames gezeigt haben müsse, weil man ihn für verrückt gehalten habe.

Als er eines Tages eine Dresdener Orangerie besuchte und in Betrachtung der Pflanzen laut mit sich selbst sprach und mit den Händen focht, trat ein Aufseher an ihn heran und fragte ihn, wer er sei. Darauf antwortete Schopenhauer: „Wenn Sie mir sagen könnten, wer ich bin, würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“ Sprach und liess den Aufseher verduzt stehen, der ihn jedenfalls für verrückt hielt.

¹ VON SEDLITZ, I. c.

Es ist demnach nicht erstaunlich, wenn ein Mensch mit solcher Seelenanlage, wie Schopenhauer, durch einen Dämon und überlegenen Geist getrieben, sich den Propheten gleich dünkte.

„Als meine Intelligenz ihren Höhepunkt erreicht, ja, wenn sie, durch günstige Umstände veranlasst, ihre höchste Spannung erlangt hatte, so konnte sie alles, was sie wollte, sie empfing dann Aufschlüsse und gebar Gedankenverbindungen, die wohl des Aufbewahrens werth waren.“

Im Jahre 1816 schrieb er: „Es geht mir mit den Menschen wie Jesus von Nazareth, der vollauf zu thun hatte, seine Jünger zu wecken.“

Auch im Alter noch sprach er gerne von seinem Hauptwerke in einer Weise, die keinen Zweifel darüber zuliess, dass er es als eine Offenbarungsthat betrachtete, da ein Mensch nicht im stande sei, so etwas ohne Inspiration zu schaffen. Auch da noch staunte er es an, besonders das vierte Buch, wie das Wunder eines Mannes, dem kein Anderer gleich komme.

Man muss hierbei wiederum an die doppelte Persönlichkeit denken, die bei geistvollen Menschen so häufig vorkommt.

Nachdem er sein Buch dem Verleger übergeben hatte, eilte er nach Italien, ohne das Erscheinen abzuwarten, in dem stolzen Bewusstsein, die Welt mit einer Offenbarung beschenkt zu haben.

Um diese Zeit entwickelte sich in ihm der Grössenwahn. Die Störung, die sein Geist erlitten, wurde erst später erkannt. Er schrieb: „In dem zauberhaften Venedig hielten mich Amors bestrickende Arme lange gefangen, bis eine innere Stimme mir befahl, mich loszureissen und meine Schritte anderswohin zu lenken. Könnte ich nur, wie es mich verlangt, im Geschlecht der Kröten und Vipern meinesgleichen wiederfinden, so wäre mir das ein Trost.“

Während er so zwischen Erregtheit und Niedergeschlagenheit schwankte, erfuhr er den Bankrott seines Bankhauses. Man begreift, wie peinlich die Nachricht auf ihn wirken musste; er war von nun an genöthigt, von der Philosophie zu leben, für die zu leben sein Ehrgeiz war.

Zweimal versuchte er als Privatdozent in Berlin aufzutreten; er musste aber darauf verzichten, da der Erfolg seiner Erwartung nicht entsprach. Seine heftigen Angriffe auf Mitlebende entfremdeten ihm die Zuhörer. Seine leidenschaftliche Streitsucht, die Hartnäckigkeit, mit der er auf den launenhaftesten Behauptungen, wie auf Orakelsprüchen, bestand, lockerten die persönlichen Beziehungen zu seinen Freunden und allen Gelehrten.

Der Ausbruch der Cholera im Anfang des Jahres 1831 verstörte ihn vollends. Schopenhauer hatte schon in der Sylvesternacht von 1830 — 31 einen Traum gehabt, den er wie eine Prophezeiung ansah und zwar, dass er im Laufe des neuen Jahres sterben werde.

„Dieser Traum — so schreibt er in den *Cogitata* — war mit Veranlassung, dass ich Berlin nach dem Ausbruch der Cholera im Jahre 1831 verliess. Kaum war ich in Frankfurt a. M. angekommen, als ich eine ganz deutliche Geistererscheinung hatte. Es waren, wie ich glaubte, meine Vorfahren, die mir ankündigten, ich würde meine damals noch lebende Mutter überleben. Mein verstorbener Vater hatte ein Licht in der Hand.“ Diese Hallucination war der Anfang zu einer entschiedenen Geistesstörung, denn Schopenhauer verfiel um diese Zeit in „eine tiefe Traurigkeit, wo er wochenlang mit keinem menschlichen Wesen ein Wort sprach“.

Die Aerzte waren sehr um ihn besorgt und riethen dringend zu einer Luftveränderung, in folgedessen er sich nach Mannheim begab, wo er länger als ein Jahr verweilte, dann aber nach Frankfurt zurückkehrte, da die Krankheit ihren akuten Charakter verloren zu haben schien. Gleichwohl zeigten sich noch immer Spuren davon in seiner eigenthümlichen Haltung, in der Gewohnheit, zu gestikuliren und laute Selbstgespräche sowohl auf der Strasse als auch an der Wirthstafel zu halten, ferner in der gehässig neidischen Art, wie er von Männern wie Hegel, Schleiermacher u. A. m. sprach, die er Philosophaster und Possenreisser nannte, „die als Sterne am Firmament der Philosophie glänzen und den philosophischen Markt beherrschen“. Er beschuldigte sie, ihn um die Anerkennung und um seinen

Ruf gebracht zu haben, da sie ihn absichtlich todt schwiegen. Das war seine fixe Idee, die ebenso wie die Vorstellung von seiner Unfehlbarkeit in seinem Geiste festsass, selbst dann noch, als er in verhältnissmässig normalem Zustande sich befand und nach dreissigjährigem Zuwarten sein Name und sein Werk Anerkennung gefunden hatten.

Eigentlich aber trat der Grössenwahn und die Melancholie, in Begleitung von Wuthausbrüchen infolge des Verfolgungswahnes schon in frühester Jugend bei ihm auf.

Im Alter von sechs Jahren fürchtete er, seine Eltern wollten ihn verstossen. Als Student war er beständig mürrisch. Was ihm ganz besondere Pein verursachte, war das Geräusch, namentlich das Peitschenknallen.

„Gegen Lärm empfindlich sein,“ schreibt er, „ist einer der vielen unglücklichen Umstände, mit denen das Privilegium des Genies zu rechnen hat.“

Qui non habet indignationem non habet ingenium ist sein Spruch. Er hatte freilich nur zu viele indignatio und selbst krankhaften Ingrim.

Als er in Berlin eines Tages seine Wirthin im Vorzimmer schwatzen hörte, trat er hinaus und schüttelte sie so unbarmherzig, dass er ihr den Arm zerbrach und verurtheilt wurde, für ihren Unterhalt zu sorgen.

Als richtigen Hypochonder vertrieb ihn die Furcht vor Syphilis aus Neapel, aus Verona die Besorgniss, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben (1818), aus Berlin das Entsetzen vor der Cholera, und schon einmal die Furcht vor der Aushebung.

1831 erfasste ihn ein neuer Raptus von Unruhe; beim mindesten Geräusch griff er nach dem Degen, die Furcht war ein wahres Leiden geworden; er öffnete keinen Brief ohne Bangen vor einem Unglück, er liess sich den Bart nicht scheren, sondern brannte ihn. Während er die Weiber, die Juden und noch mehr die Philosophen hasste, liebte er die Hunde — bis zu dem Grade, dass er sie in seinem Testament bedachte.

Er sprach über alles und jedes, auch über die kleinlichsten Dinge, über seinen ausserordentlichen Appetit (er ass unmässig),

über Mondschein, der ihm unlogische Gedanken eingebe u. s. w. Er glaubte an Tischrücken, war überzeugt, die Elektrizität könne die Pfote seines Hundes heilen und ihm selbst das Gehör wiedergeben. Als sein Hausmädchen einmal geträumt, sie wische Tintenflecke ab, vergoss er am Morgen die Tinte, um daraus zu beweisen, „dass alles, was geschieht, nothwendig geschehen müsse“, und um ein tiefes System auf einem Irrthum aufzubauen.

Er war der personifizierte Widerspruch. Als Endzweck des Lebens gilt ihm die Vernichtung, das Nirwana. Gleichwohl meint er, hundert Jahre alt zu werden (d. h. also, er wünscht es zu werden). — Er predigt geschlechtliche Enthaltsamkeit und überlässt sich Ausschweifungen. — Nachdem er unter der Intoleranz seitens Anderer viel gelitten hat, schmähzt er in unbegründeter, heftiger Weise Moleschott und Büchner und freut sich, dass ihnen von Regierungswegen das Lehramt genommen wird.

Er bewohnt untere Stockwerke aus Furcht vor Feuergefahr, ist misstrauisch gegen den Barbier, er versteckt sein Gold im Tintenfass, Werthpapiere unter der Bettdecke. „Wenn ich nicht beunruhigt werde, dann empfinde ich gerade am meisten Furcht,“ sagt er, wie Rousseau.

Ein Rasirmesser macht ihm Furcht, ein fremdes Glas könnte ihm eine ansteckende Krankheit mittheilen; er trägt seine geschäftlichen Aufzeichnungen in Griechisch, Lateinisch, Sanskrit ein und versteckt seine Zinsabschnitte in Notenheften, unter Büchern, um sie vor Dieben und Neugierigen zu schützen, anstatt sie einfach zu verschliessen. Er glaubt, das Opfer einer Verschwörung von Professoren der Philosophie zu sein, die sich in Gotha das Wort gegeben hätten, seine Werke nicht zu erwähnen, und gleichwohl fürchtet er, dass sie darüber sprechen könnten. „Ich möchte lieber selbst von den Würmern zernagt werden, als dass die Professoren meine Philosophie benagen.“

In seiner Lieblosigkeit geht er so weit, seine Mutter zu schmähzen und sein Urtheil über sie zum Maassstab für das ganze weibliche Geschlecht zu machen, „dessen Haare zu lang

und dessen Ideen zu kurz sind“. Nach dieser Verdammung verwirft er gleichwohl die Monogamie und preist die Tetragamie, die allerdings das Unangenehme habe, mit vier Schwiegermüttern behaftet zu sein.

Derselbe Mangel an Gemüth veranlasst ihn zur Verachtung der Vaterlandsliebe, „der dümmsten aller dummen Leidenschaft“, und er stellt sich auf die Seite des Militärs, das gegen das aufständische Volk geschickt wird. Den Soldaten und seinem Hunde hinterlässt er sein Vermögen!

Nur für eins hat er Sinn, das ist sein Ich, und nicht etwa bloss für das Ich als den Schöpfer eines neuen Systems, nein, in hundert Briefen spricht er mit grossem Behagen von seiner Photographie, von seinem Bilde in Oel und von einer Person, die es erworben hat, um es in einer Art von Kapelle, wie ein Heiligenbild aufzustellen.

Niemand hat übrigens den Satz von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn so stark und offenherzig betont, wie Schopenhauer.

„Die geistreichen Menschen,“ sagt er, „sind nicht nur unangenehm im praktischen Leben, sondern auch schwach in sittlicher Beziehung und boshaft.“ Ferner: „Solche Menschen können keine Freunde haben; auf den höchsten Höhen herrscht die Oede. — Das Genie steht dem Wahnsinn näher als der Durchschnittsintelligenz. — Das Leben der Genies zeigt sie uns oft wie die Geisteskranken in beständiger Unruhe.“

Nikolaus Gogol hatte infolge einer unglücklichen Liebe sich geheimen Sünden ergeben, die zur Erklärung seines traurigen Endes dienen. Er starb an Erschöpfung oder vielmehr an *Tabes dorsalis* in tiefster Melancholie. Trotzdem ist er einer der einflussreichsten russischen Schriftsteller und Humoristen geworden. Er hatte Pushkins Bekanntschaft gemacht und wendete sich seitdem der Novellenschriftstellerei zu. Sein Roman „Die todten Seelen“ hatte durch seine ungemeine *Vis comica*, mit der er die Verderbtheit des russischen Beamtenthums geisselt, einen so durchschlagenden Erfolg, dass das Volk die Nothwendigkeit begriff, einer derartigen Wirthschaft

ein Ende zu machen, welche für die Opfer derselben wie für die Beamten ein Martyrium ist.

Er erreichte den Gipfel seines Ruhmes durch die Kosakengeschichte „Tarass Bulba“, um welcher willen seine Schmeichler ihn mit Homer verglichen, die Regierung belobte ihn. Da erfasste ihn die Idee, er habe sein Vaterland mit einer Unbarmherzigkeit und einem Realismus geschildert, welche eine Revolution zur nothwendigen Folge haben müsse. Eine Revolution halte sich aber nie in berechtigten Grenzen. Bräche sie aus, so würde die Gesellschaft, die Religion, die Familie umgestürzt werden, und er müsse sich anklagen, sie hervorgerufen zu haben. — Diese Idee beherrschte seinen Geist nun ebenso, wie ehemals die Frauenliebe, die Neigung zum Drama, zum Roman und zur Satire es ihm angethan hatten.

Er begann daher den westeuropäischen Liberalismus zu bekämpfen. Das Gegengift zog jedoch weniger Leser an, als das Gift es gethan. Infolgedessen giebt er alle Arbeit auf, zieht sich in sein Haus zurück und beschäftigt sich lediglich mit Beten zu den Heiligen, die ihm die Gnade Gottes für seine revolutionären Sünden erwirken sollen.

Er macht eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und kommt etwas getröstet zurück. Da bricht die Revolution von 1848 aus und mit ihr die alten Gewissensbisse.

Nun verfolgte ihn das Bild des triumphirenden Nihilismus, der die Religion, das Vaterland und die Familie begraben will. In höchster Erregung ruft Gogol das heilige Russland auf, den heidnischen Westen zu vernichten und auf den Trümmern das orthodoxe, das panslavistische Reich zu gründen.

Im Jahre 1852 fand man ihn todt vor seinen Heiligenbildern hingestreckt.
